

Moderne Klassiker.

Deutsche Literaturgeschichte der neueren Zeit

III

Biographien, Kritiken und Proben.

Mit acht und fünfzig Portrait in Stahlstich.

Sechshundvierzigster Band.

Fünfte, neu bearbeitete Auflage.

Leipzig,

Verlag der modernen Klassiker.





Theodor Mügge.



Theodor Mügge.

Theodor Mügge.

„Man hat gut sagen, die Errungenschaften der Vernunft seien ein gemeinsames Gut aller menschlichen Wesen. Es ist dies eine der Einbildungen der Philosophen und philanthropischen Schwärmer. Wäre die menschliche Vernunft im Stande, eine göttliche Kraft auf das ganze Geschlecht zu üben, wie anders müßte sich dann das Menschenleben gestalten! Statt dessen sehen wir, welchen Kampf und langes menschliches Elend es kostet, um nur einen Gedanken theilweis herrschend zu machen, und: wie die göttliche Dummheit in den Köpfen der Menschen weit alle Vernunft und Einsicht überragt und wohl ewig überragen wird.“

Mit Portrait.

Fünfte, neu bearbeitete Auflage.

Leipzig,

Verlag der modernen Klassiker.



Theodor Mügge.



Theodor Mügge gehört zu den beliebtesten und besten Roman- und Novellenschreibern der Gegenwart. In ihm vereinigen sich eine vortreffliche Darstellungsgabe, reich ausgestattete Phantasie, und eine liebenswürdige, freie, männliche Gesinnung — alle seine zahlreichen Schriften tragen mehr oder minder hiervon die lebendigsten Spuren.

Theodor Mügge ist zu Berlin geboren, am 8. November, aber Bezugs des Jahres seiner Geburt sind wesentliche Differenzen vorhanden. Die neueste Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons giebt das Jahr 1806 an, eine Notiz in einem Jahrgang des Taschenbuchs Penelope nennt dagegen 1804. Wir wollen uns zu der Ansicht des Conversations-

lexikons bekennen, wir wünschen unsere Dichter gern jung, und wünschen ihnen ein langes Leben. -

Mügge war der Sohn eines Kaufmanns, erwählte den Stand seines Vaters, wurde dann Soldat, und hatte die Absicht, im Jahre 1825 nach Peru zu gehen, um unter Bolivar Dienste zu nehmen. In London empfing er die Nachricht von der Vertreibung der Spanier aus Südamerika, und kehrte über Paris nach seiner Vaterstadt zurück, um daselbst Naturwissenschaften, Geschichte und Philosophie zu studiren. Während dieser Studienzeit veröffentlichte er bereits allerlei Erzeugnisse seiner Feder in Journalen, auch gab er einen Band Novellen heraus. Die Ereignisse des Jahres 1830 wirkten wesentlich auf ihn ein; er erweckte durch zwei politische Schriften, die beide 1831 erschienen, ein lebhaftes Interesse für sich, durch die Schrift „Frankreich und die letzten Bourbonen“, welche eine genaue Uebersicht der Ereignisse in Frankreich seit der Restauration enthielt, und durch die andere, „England und die Reform“, welche eine vortreffliche Darstellung der momentanen Lage Englands bot. Uebrigens hatten diese beiden Schriften noch andere Folgen; der Censor, welcher ihnen die Druckerlaubnis gegeben, verlor sein Amt, der Verfasser verlor die Aussichten auf eine Anstellung im Dienste des Staats. Dafür wandte sich Mügge um so entschiedener der

schriftstellerischen Thätigkeit zu, er schrieb eine lange Reihe von Novellen und Romanen, welche zu den gelesensten gehören. Die Novellen, welche er in Zeitschriften, Taschenbüchern und dergleichen publicirte, sind wohl in 20 und mehr Bänden gesammelt erschienen; von Romanen schrieb er „Der Chevalier“, 3 Bände, 1835; „Die Bendéerin“, 3 Bände, 1837; „Tänzerin und Gräfin“, 2 Bände, 1839; „Louffaint“, 4 Bände, 1840; „König Jakobs letzte Tage“, 1 Band, 1849; „Der Vogt von Suhl“, 2 Bände, 1851; „Weihnachtsabend“, 1 Band, 1853; „Der Majoratsherr“, 1 Band, 1853; „Afraja“, 1 Band, 1853.

Von andern Schriften führen wir an „Die Censurverhältnisse in Preußen“, eine Brochüre, welche 1845 erschien und stark gegen die Censur in Preußen sich richtete. Dann sind insbesondere jene Schriften Mügge's zu erwähnen, welche er als Erinnerungen seiner Reisen niederschrieb, nämlich „Skizzen aus dem Norden“, die Geschichte einer Reise in Schweden und Norwegen; ferner „Streifzüge in Schleswig-Holstein“, endlich „Die Schweiz.“

In neuester Zeit ist Mügge als Herausgeber des Taschenbuchs *Vielliebchen* und als Mitarbeiter am Feuilleton der Berliner Nationalzeitung thätig gewesen. —

Die zahlreichen Novellen, welche Mügge geschrieben hat, zeigen gerade nicht alle von einem sehr reichen Erfindungstalent, sind aber sämmtlich gut erzählt und zählen zu den besten Novellen unserer neuesten Literatur.

Seine Romane sind selbstredend reicher an allen Vorzügen, diesen Novellen gegenüber. Der Roman „Louffaint“ z. B. bekundet nicht allein die umfangreichsten historischen Studien, sondern zeigt auch, daß der Verfasser im Gebiete der Landschaftsmalerei sehr erfahren ist, daß er es namentlich verstanden hat, jene tropischen Gegenden, die seinem leiblichen Auge doch fremd waren, meisterhaft darzustellen.

Der beste von Mügge's Romanen ist zweifelsohne der „Bogt von Sylt.“ Er behandelt das Geschick eines Vorkämpfers des schleswig-holsteinischen Rechts dänischen Unmaßungen gegenüber; das Buch ist voll spannender Situationen, zeugt von einer in hohem Grade achtbaren männlichen Gesinnung des Verfassers, und leistet Bezugs Darstellung reicher, weit auseinander liegender Scenerien das Unglaublichste. Der Verfasser hat mit großer Wahrheit Helgoland und Kopenhagen, die friesischen Inseln, das südliche Frankreich, den Genfer See geschildert — was er von alle dem sagt, ist echt, ebenso wahr als anziehend geschildert.

Mit den Romanen „Weihnachtsabend“ und „Der Majoratsherr“ können wir uns weniger befreunden; eigenthümlich berührte uns insbesondre der Umstand, daß in beiden Büchern die eigentliche Verwicklung in von der bürgerlichen Moral schwerlich gebilligte Dinge gelegt ist.

Die größere einzeln erschienene Novelle, „König Jakobs letzte Tage“, deren Stoff der Verfasser wohl aus dem Geschichtswerke Macaulay's entnahm, ist dagegen wiederum sehr zu empfehlen, sowie nicht minder sein neuestes dahin gehörendes Werk „Afraja“, bei dem der gewählte Schauplatz der Erzählung sehr überrascht. —

Die Reifewerke, welche Theodor Mügge publicirte, sind werthvoller, als die meisten anderen solcher Reisegelegenheitschriften. Mügge hat auf seinen Reisen außerordentlich sorgfältig beobachtet, viel gesammelt, und das gewonnene Material ausgezeichnet geordnet und dargestellt. Diese Bücher sind z. B. den Reiseschriften von Kohl um ein Bedeutendes vorzuziehen.

Theodor Mügge steht noch in den Jahren der männlichen Kraft, des ergiebigen Producirens — wir dürfen gewiß von ihm noch die bedeutendsten und willkommensten Resultate seiner Arbeiten erwarten.

Wir freuen uns in dieser Erwartung und wünschen dem vortrefflichen Manne von Herzen alles Gute. —

Um unsern Lesern alle die Vorzüge, welche Theodor Mügge als Schriftsteller in so bedeutendem Maße besitzt, besonders zu veranschaulichen, geben wir hier eine Novelle „Die schwarze Dame“, welche wir einer im Jahre 1845 bei Kius in Hannover erschienenen Sammlung entnehmen. Dann lassen wir ein Bruchstück aus dem vortrefflichen Buche über die Schweiz, endlich eins aus dem Buche über Skandinavien folgen.

Die schwarze Dame.

An einem Regen- und sturmvollem Winterabende saßen drei Officiere von dem Garderegimente der Gensdarmen des Königs zu Berlin beisammen, lachend, rauchend, prahlend und halbtrunken von Wein und Jugendlust. Es waren schöne, stattliche Jünglinge, wie dies Regiment, das die Blüthen des Adels enthielt, Alle aus den reichsten und edelsten Geschlechtern des Landes, damals viele aufzuweisen hatte. Ihre goldblitzenden Uniformen waren geöffnet, ihre Pallasche lagen in einer Ecke des Zimmers, die Locken und Zöpfe umflogen ihre erhitzten Gesichter, die bespornten Füße lagerten sich neben den Flaschen und Gläsern auf dem Tisch; so trieben sie ihr Wesen bis tief in die Nacht. — Wenn unten ein friedlicher

Bürger jener Zeit vorüberging und den wüsten Lärm hörte, schüttelte er gewiß den Kopf und murmelte einen Fluch vor sich hin, dann aber ging er schneller und sah sich wohl furchtsam um, denn gut war es eben nicht für ihn, wenn etwa die Herren von den Gensdarmen ihn ertappten und Kurzweil in ihrer Art mit ihm trieben.

„Donnerwetter!“ rief der Jüngste der Drei, „was fangen wir heut noch an? Das Trinken gefällt mir nicht mehr, Eure Geschichten langweilen mich; warum haben wir keine Mädchen, keine Abenteuer, keinen Spaß? nicht einmal einen Kerl, der gepeitscht werden kann und Gesichter schneiden muß.“

— „Es ist ein Mordwetter draußen, Waldemar,“ sagte sein Nachbar. „Das Bürgerpack hat sich in die Nester verkrochen.“

„Wir wollen sie herausholen, die faulen Halunken,“ schrie der Dritte. „Laß satteln, Quigow. Wir reiten ein paar Straßen auf und nieder, und schlagen ihnen die Fenster ein.“

— „Und bezahlen sie morgen mit unserem guten Gelde, wie neulich erst,“ erwiderte der Wirth, der der Nüchternste und Verständigste war. — „Doch halt, da fällt mir etwas ein, wir wollen Jagd machen, eine Hezjagd, eine königliche Hezjagd!“

„Wo? Wie?“ riefen die anderen Beiden.

— „Hier auf der Stelle,“ schrie der junge Officier.
 „Geda! Anton! Anton!“

Ein Diener eilte herbei.

„Geh hinunter und sieh, ob ein Wild sich in unserm Park gefangen hat. Marber, Hermeline, Sobel, Füchse, Bären, es ist alles einerlei, bring es herauf!“

Der Diener eilte davon und brachte nach wenigen Minuten eine große Rattenfalle, deren niedergeschlagene Klappen einen Gefangenen vermuthen ließen. — Beim Anblick der Falle brachen die jungen Leute in ein unbändiges Gelächter aus. —

„Eine Rattenjagd! eine Rattenjagd!“ schriegen sie;
 „Hurrah! Die Hunde herauf, drauf und dran!“

„Hole die Meute, Anton,“ rief der Herr von Quisow lachend.

Nach einigen Minuten kam der Diener mit vier Hunden zurück. Ein Dachs, ein Windhund, ein Hühnerhund und ein zottiger Wolfsfänger stellten sich in einer Reihe auf. Die jungen Herren rückten die Tische mit den Flaschen und die Stühle bei Seite. Raum wurde gegeben, so viel als möglich, die Lichter hochgestellt an verschiedenen Punkten, die Hunde dann an die Falle geführt, ihre Begierden aufgeregt, und als sie bellend und zitternd auf den Angriff warte-

ten, wurden die Klappen aufgezogen und die Jagd begann, begleitet von dem wilden Guffa der Jäger, die mit den Füßen stampften und in die Hände schlugen. — Aber statt der einen Ratte sprangen ihrer drei heraus, drei große häßliche Geschöpfe. Die Hunde flogen hinterher, zwischen Stühle und Tische, in die Winkel und Ecken, dem gehezten Wilde nach. — Die Mobilien schwankten und fielen, der Tisch mit den Flaschen und Gläsern stürzte über Mörder und Gemordete; von dem Spind fielen die Lichter; die Klagetöne und das Geheul der Kämpfenden vermischte sich mit dem rasenden Gelächter und Beifallsgeschrei der Jäger. Plötzlich fuhren die Hunde zwischen die Stühle, von denen jene das Schlachtfeld überschauten. In ihrer Wuth packten sie sich selbst an. Der Wolfshund faßte den Windhund, dieser den Hühnerhund, die Gestelle brachen, der Eine fiel auf den Andern und im nächsten Augenblicke wälzten sich die Herren, die Hunde, die Ratten und Diener zu einem großen Haufen geballt am Boden unter Trümmern und Scherben und Weinströmen, fluchend, heulend und Hülfe begehrend, durch- und umeinander.

Als das tolle Getümmel am Aergsten war, ward die Thür aufgerissen und ein vierter Officier trat herein; an seiner Hand führte er eine verschleierte Dame, die er etwas gewaltsam festhielt. Sie war in

einen dunklen Mantel gewickelt; eine schwarze Kappe, tief über den Kopf gezogen, eine Halbmaske und dicke schwarze Schleier umwickelten das Gesicht. — „Was ist das? Zum Teufel! Was macht Ihr da?!“ rief der Officier und darauf schrie er zur halboffenen Thür hinaus: „Macht, daß Ihr fortkommt, Dummkopf, wenn Euch Euer Haupt lieb ist, scheert Euch hin, woher Ihr kommt; diese schöne Maske bleibt bei uns, aber morgen soll sie Euch auf ewig angehören.“ — In dem Augenblick that die Maske einen lauten Schrei des Schmerzes und Entsetzens. Eine der halbtodten Ratten war in ihren Nöthen an den Kleidern der Dame emporgeklettert, sie verwickelte sich in den Schleier und biß sie in den Hals. Zu gleicher Zeit stürzte durch die Thür ein Mann im bunten Domino herein, der mit einem schnellen Griff das häßliche Thier faßte, zu Boden schmetterte, den Officier so heftig zurückstieß, daß er fast zu seinen Gefährten fiel, und die halb ohnmächtige Dame schützend in seine Arme schloß. — Alles das geschah in wenigen Secunden. Ein einziges Licht brannte dazu; die Gefallenen rafften sich auf, die Diener stießen die Hunde fort, der junge Officier aber, der die Dame gebracht, zog seinen Degen und schrie: „Du wagst es, Deine schmutzige Hand an mich zu legen, das sollst Du büßen, Schurke!“

— „Halt! halt!“ rief der Herr von Quigow und fiel ihm in den Arm, „kein gemeines Blut soll diesen Degen befudeln.“

„Holt die Peitschen,“ schrie der junge Waldemar, „wir wollen ihn gerben.“

„Wir wollen sie Beide zusammenbinden,“ rief der Zweite.

Während des Lärmens um ihn blieb der Fremde so ruhig, als ginge es ihm nichts an. Er beschäftigte sich mit seinem Schützling, stillte das Blut, das über ihre weiße Schulter floß, band ein kleines Tuch darüber und flüsterte ihr, die ängstlich schweigend und zitternd sich an seinen Arm klammerte, leise Beruhigungen zu.

Erst als die übermüthigen Herren Anstalt machten, ihre Vorsätze auszuführen, wendete er sich zu ihnen um. Von mittlerer Größe, schlank und zart gebaut, schien er klein und schwächlich gegen die Riesenleiber seiner Gegner. Sein Gesicht war bleich, dunkles Haar fiel ohne Band und Puder tief an den Seiten nieder, sein stolzes feuriges Auge gab seinen Zügen Schönheit und Würde. — „Was wollen Sie thun,“ sagte er, „eine Gewaltthat zu andern Gewaltthaten fügen? Heißt das ritterlicher Sinn und Adel? Ehren Sie so den Stand, dem Sie angehören, die Familien, zu denen Sie sich zählen?“

— „Ich glaube, der Bursche gehört zu dem schwarzen Vieh. Er ist ein Candidat, und will uns eine Predigt halten,“ rief der Eine der Herren.

— „Er muß auf den Tisch steigen!“ schrie der Jüngste.

— „Ich denke, er spart seine Worte,“ schlug der Herr von Quigow vor. „Wir wollen die Dame sehen, die Graf Herfurt uns erobert hat; wir wollen, wenn sie schön ist, sie bewundern und ihre Verzeihung erbitten, wo nicht, mag er sofort abziehen.“

Der Graf trat einen Schritt vor, griff nach dem Schleier der Dame und rief: „Gut, mag es so sein. Fort mit der Nacht, laßt die Sonne Eurer Reize aufgehen, Schönste der Schönen.“

Der Fremde stellte sich dicht vor ihn hin. „Das soll und wird nie geschehen, so lange ich lebe,“ sagte er.

— „Narr!“ rief der junge Officier, „bist Du so eifersüchtig? Ich dünkte, Du müßtest dankbar sein, so leicht davonzukommen.“

„Narr Du selbst!“ versetzte der Fremde und seine Hand faßte mit eisernem Druck den Arm des Grafen, indem er ihn starr ansah, „oder vielleicht mehr Trunkenbold als Narr, mehr frecher Wüstling als Trunkenbold. — Wie ein Bandit hast Du friedliche Menschen angefallen, diese Dame gewaltthätig in eine

Höhle aller Laster gerissen, mich zu mißhandeln gedroht. Wer bist Du, daß Du das wagen darfst? Gibt es kein Gesetz gegen solche Verbrecher, so muß man sie selbst strafen, und ich will es thun, Andern zur Warnung, wenn ich mich auch nicht so weit herablassen sollte.“

Die kühnen Worte des Fremden brachten auf einen Augenblick ein so maßloses Erstaunen hervor, daß Alle schwiegen; als er aber geendet hatte, erfolgte ein schallendes Gelächter. — „Der Kerl ist göttlich, auf Ehre!“ schrie Waldemar, „einzig in seiner Art. Aber ich sagte es gleich, ich sah es ihm an, er muß gepeitscht werden, gepeitscht! gepeitscht!“ und bei diesen Worten griffen er und die beiden andern Herren zu den schweren Heftschnen, die schon auf dem Tisch lagen.

Der Fremde stand ganz ruhig, aber alle seine Muskeln spannten sich sichtbar an, seine Lippen bewegte ein leichtes Zittern und seine Hände ballten sich zusammen. „Ich rathe Euch wohl,“ sagte er drohend, „rührt mich nicht an, denn hier gilt es einen Kampf auf Leben und Tod. Und was würde die Welt morgen sagen, was die Stadt, der Adel, der Hof? Euer Uebermuth würde nicht ungestraft, Eure Schande nicht verborgen bleiben, selbst Eure vornehmsten Freunde könnten Euch nicht schützen.“ Aber

diese ruhig gesprochenen Gründe, die viel zu viel Wahres enthielten, um ganz unbeachtet zu bleiben, hätten doch wahrscheinlich wenig genützt, wenn nicht der junge Graf selbst seinen Gefährten ein „Halt!“ zugerufen hätte. Er war ein schöner Jüngling von ritterlicher Gestalt und überaus edel geformtem Gesicht, das jetzt in Zorn und Nachelust glühte und doch auch einen gewissen Grad der Beschämung zeigte, den er zu verbergen strebte.

— „Wer sind Sie?“ fragte er den Fremden.

„Das werde ich verschweigen,“ erwiderte dieser.

— „Und doch können Sie nur nach Maßgabe Ihres Namens und Standes verschieden hier behandelt werden,“ rief der Graf. „Sind Sie ein simpler Mensch, ein Nichts, ein Glender, der sich unterstand, mich so frech zu beleidigen, beim Himmel! so will ich die Peitsche gebrauchen, so lange ich den Arm rühren kann; sind Sie Edelmann, so wollen wir unsere Rechnung ausgleichen, wie es sich gebührt, hier auf der Stelle, ohne allen Aufenthalt. Heraus denn mit der Wahrheit,“ rief er und stampfte mit dem Fuß auf, indem er sich zur Wuth anzureizen strebte, „heraus damit!“

„Steht es so,“ sagte der Fremde. „Nun wohl! denn, ich bin Edelmann.“

— „Ihr Name also?“

„Ich könnte Ihnen den ersten besten nennen,“ versetzte der junge Mann stolz, „und Sie würden es glauben müssen. Meinen Namen aber nenne ich nicht. Ich habe Gründe dafür,“ er neigte sich zu der Dame, welche eine heftige bittende Bewegung machte, dann fuhr er fort: „Später werden Sie die nöthige Ueberzeugung erhalten, übrigens bin ich ohne Furcht vor Ihren Drohungen. Man greife mich an, ich werde mich zu vertheidigen wissen. Sorge Jeder dann für sich.“

— „Sieh die Säbel, Duigow,“ sagte der Graf nach einer Pause, in welcher er seinen Gegner scharf beobachtete. Diese Worte brachten einen Aufruhr hervor. Die Freunde des Grafen wollten sein Vorhaben nicht dulden, der Herr von Duigow suchte die Angelegenheit zu vermitteln und wandte alle seine Ueberredung an, man solle das Pärchen abziehen lassen, das offenbar nichts ausplaudern würde, da es wahrscheinlich selbst ein Geheimniß zu bewahren habe; während er aber vergebens seine Kunst übte, hielt der Herr an der andern Seite ein langes Gespräch, das zuweilen von dem leisen Schluchzen der Dame unterbrochen wurde.

„Nichts soll mich hindern,“ rief der Graf lachend, „am wenigsten Deine Bedenklichkeiten. Wir wollen

diese kleine Betise jetzt klar und lustig abwickeln. Sie behaupten Edelmann zu sein, gut, ich nehme es an; Sie werden mir später Aufschlüsse geben; ich vertraue Ihrem Worte. Lassen Sie uns also zum Werke schreiten; hier sind zwei Säbel, wählen Sie. Zeigen Sie Ihre Kunst und hüten Sie sich. Sie haben es mit einem guten Fechter zu thun.“

— „Halt, noch einen Augenblick,“ erwiderte der Fremde. „Wenn ich etwa schwer verwundet werden oder fallen sollte, so geht diese Dame frei und ungehindert von hier, Niemand fragt, folgt oder belästigt sie.“

„Zugestanden,“ rief der Graf, „und wir halten ein, wenn der Eine oder der Andere ruft, daß er genug hat.“

In der nächsten Minute hatte das Gefecht begonnen, das unter dem zweifelhaften Schein der Lichter, in dem schlüpfrigen Zimmer mit Gewandtheit und Geschick geführt wurde. Die Kämpfer trieben sich im Kreise um, bald sich deckend, bald die funkelnden Klingen zu kräftigen, schnell geführten Hieben benutzend, bald flug ausweichend und dann auf einander losstürzend zu einem entscheidenden Angriff. Auf der einen Seite standen die jungen Officiere, mit lebhafter Theilnahme dem Kampfe zuschauend, auf der an-

deren die Verschleierte still, ohne Bewegung, wie ein dunkles Gespenst, athemlos hingebeugt über die hohe Lehne eines Stuhls, der ihr zum Anhaltspunkt diente. — Nach einiger Zeit schien die Kraft des Grafen ein wenig zu ermatten, seine Bewegungen wurden langsamer, seine herkulische Gestalt, die den Gegner weit überragte, schwankte unsicher; der Fremde aber gewann dagegen an Beweglichkeit und Ausdauer, seine Streiche fielen schnell und hageldicht; plötzlich sprang er dicht heran, sein Säbel traf den Arm des Grafen, der niedersank, im nächsten Augenblicke den Kopf, die Brust, und der große Körper strauchelte, suchte sich zu halten und stürzte betäubt und blutbedeckt zu Boden.

Eine Scene der heftigsten Verwirrung folgte nun, ein einziger gellender Angstschrei der schwarzen Dame wurde gehört, sie hob die Arme, als wollte sie sich zwischen die Kämpfer stürzen, doch der Sieger warf den blutigen Säbel fort und hielt sie auf. Die Freunde des Grafen eilten zu seiner Hülfe herbei, sie hoben ihn vom Boden empor, trugen ihn auf ein Lager, riefen nach einem Arzt, nach Wasser und Binden und vergaßen fast die Anstifter des Unheils. Als die jungen Herren zurückkamen, waren beide fort und Verwünschungen über das elende Abenteuer, Beleidigungen gegen die schwarze Dame und Vorwürfe,

daß man es geduldet, daß Hersfurt sich mit einem gemeinen, namenlosen Menschen eingelassen, schallten ihnen nach. — Endlich kam der Arzt, der ein bedenkliches Gesicht machte und unter Kopfschütteln die Wunden verband. Sechs Wochen lag der junge Officier schwer darnieder, und als der Sommer kam, fühlte er noch so oft die-Nachwehen der tiefen Kopfwunde, daß er Urlaub nehmen und sich auf seine Güter zurückziehen mußte, um dort ohne Zwang der Kleidung und fern von den fröhlichen und wilden Gelagen seiner Kameraden, seine gänzliche Heilung zu fördern. — Die vier Freunde hatten sich das Ehrenwort gegeben, über die Vorfälle jener Nacht zu schweigen, der Graf wurde als fieberkrank in den Listen geführt und der wahre Grund seiner Leiden blieb verborgen, eben so gut verborgen wie die schwarze Dame und ihr tapferer Beschützer. Denn wie viele Mühe sich die jungen Herren auch gaben, diesen zu entdecken, wie oft auch die geheimnißvolle Unbekannte der Gegenstand ihrer Gespräche und Vermuthungen war, keine Nachforschung war im Stande, ein Abenteuer aufzuklären, das Graf Hersfurt oft in trübfinnigen Stunden von ganzem Herzen verwünschte. Nach und nach wuchs sein Unmuth zu einem heftigen Groll gegen den jungen Mann und seine schwarze Begleiterin. Er sprach nie davon, aber immer

wünschte er mit einer rachsüchtigen Empfindung dem Glenden noch einmal zu begegnen, der ihm dann nicht wieder entweichen sollte. —

2.

Auf seinen Gütern fand er Mutter und Schwester, die ihn mit Sorgfalt empfangen und pflegten. Der Graf hatte große Besitzungen, aber sie waren, wie das Erbe vieler Edlen jener Zeit, mit schweren Schulden belastet, eine Folge der sorglosen Verschwendung, des Luxus und der verwilderten Sitten, welche die meisten in den Kriegsdienst, an den Hof oder wenigstens zur Winterzeit in die Residenz, im Sommer in die Bäder trieben, wo sie in gegenseitiger, schwelgerischer Darlegung ihres Reichthums sich ruinirten. Schulden wurden aufgehäuft, und was der Vater übrig gelassen, verpraßte der Sohn oder der Enkel. So kam es denn, daß, wenn das Landescreditsystem nicht reichte, Christen und Juden ihre Sackel öffnen mußten, und die Verpfändungen mit schweren Zinsen und unter allerhand drückenden und beschämenden Nebenbedingungen abgeschlossen wurden. Auch Graf Hersfurt hatte oft genug dazu seine Zuflucht genom-

men und bei dem alten Eli Waldmann geborgt, dem Sackelmeister des Adels, wie er genannt wurde, denn dieser stand fast ganz und gar in seinem großen Schuldbuche. Eli Waldmann war ein alter Bürger, der in einer der Kreisstädte ein prächtiges Haus besaß, in welchem er ungemein einfach lebte. — Den weitläufigen Palast einer mächtigen Familie hatte er gekauft, und eine Weberei darin errichtet; er handelte mit Amerika und Asien, seine Schiffe schwammen auf den Meeren, aber in späterer Zeit hatte er sich davon zurückgezogen und aus dem Kaufmann war ein Häuser- und Güterschacherer, ein Speculant und Wucherer geworden. Ob er Jude, Christ oder Heide sei, blieb immer unentschieden; soviel ist gewiß, er ging nie, weder in Kirche noch Tempel, und wenn man glauben konnte, daß er irgend etwas anbete, so war es sein Mammon, denn er war nach der gewöhnlichen Sage ein Mann, der selbst nicht wußte, wie viel er besaß.

Eines Tages, als Graf Herfurt am Fenster stand, sah er ein sonderbares Fuhrwerk in den Hof fahren. Es war ein ganz kleiner offener polnischer Wagen, eine Art Wurstwagen, der von eben so winzigen, mageren Pferden gezogen wurde. Der Wagen hatte gerade so viel Raum, daß vorn auf dem Brett ein schmutziger halberwachsener Junge in einem abgetra-

genen Tressenrock sitzen konnte, den andern Theil aber füllte ein alter Mann aus, mit breiten Schultern, kurz und stämmig, mit silberweißem Haar, das hinten zusammengeflochten auf seinen großen graugrünen Rock fiel, und mit einem dreieckigen ganz kleinen abgenutzten Hut bedeckt war, unter dem ein rothes Gesicht voll Fleisch und starken Knochen gutmüthig lächelnd nach ihm aufschaute. Der Graf erkannte sogleich, wer es war, und ein derber Fluch bewegte seine Lippen. — „Da kommt der alte Gauner schon,“ sagte er, „der Eli, der Himmel weiß, wie der Schurke mich ausgewittert hat; möcht' er am längsten Stricke hängen.“

Indem er sich umwendete, ging die Thüre auf und Herr Eli Waldmann drängte sich dem anmeldenden Diener nach.

„Unter alten Freunden keine Umstände,“ rief Eli, indem er mit seinem mächtigen Buche unter dem Arm auf den Grafen zuschritt und ihm die große rauhe Hand entgegenstreckte.

— „Keine Umstände, mein alter würdiger Freund,“ erwiderte der Graf freundlich. „Was sehen Sie munter und wohl aus, Sie werden nie krank oder alt.“

Eli tippte mit einem schalkhaften Blick seiner großen hellblauen Augen auf das Buch und sagte: „Was sollte denn aus meinem Register werden, wenn ich

frank würde, und wer sollte dann im Lande umher nachsehen, ob die Schaar meiner edlen Gönner und Freunde sich auch wohl und munter befände? Zu dem alten Elias Waldmann kommen die lieben Herren nicht, sie schreiben ihm zärtliche Briefchen, dem braven, herrlichen Vater Elias, der seine milde Hand immer offen hat; wenn sie aber zuweilen sein Wägelchen erblicken, denkt Mancher wohl: Wöcht' er doch am längsten Stricke hängen.“ — Er lachte dabei so herzlich plebegisch, daß das Zimmer dröhnte, und sah den Grafen so schelmisch an, daß dieser roth wurde, denn es war gerade, als hätte der alte Schelm die Kunst, einen durch und durch bis in die Herzen und Nieren zu schauen.

Er legte während dessen Hut und Buch fort und der Graf befahl einem Diener, Wein und Speisen zu bringen, was sich Elias mit einem schmunzelnden Kopfnicken gefallen ließ. — Dann setzte er sich, erzählte Geschichten aus der Provinz, von nahen und fernen Familien, spaßhafte Vorgänge, Anekdoten, Abenteuer; er kannte Alles, er wußte Alles, er erfuhr Alles. Er rechnete an den Fingern her, wie es mit jedem Einzelnen stand; er machte sich lustig, spottete, gab gute Lehren, wurde grob, aber er war verschwiegen in dem einen Punkte, daß nie Jemand erfuhr, wie viel ein Anderer ihm schuldete. Das war ein Geheimniß, das

fiel in dem großen Buche und Herr Elias ließ Keinem hineinschauen.

Nachdem er gegessen und getrunken, kam endlich der ernsthafteste Augenblick der Geschäfte. — „Nun,“ sagte der Alte und klappte das Buch auf, „lassen Sie uns doch sehen, wie wir stehen, mein edler Herr.“

— „Meinetwegen, würdiger Landesfiscelmeister, rechnet zusammen,“ lachte der Graf.

„Ah, bah! rechnet zusammen,“ rief Elias, „das ist leicht gesagt, aber wer macht den Strich durch die Rechnung?“

„Der Tod!“ sagte der Graf vor sich hin.

Elias sah ihn ernsthaft an. „So sprechen die Leichtfertigen und Verdorbenen, die in den Tag hineinleben ohne Sitte und Recht. Ja, so machen's die goldenen jungen Herrchen und lassen dann ehrlichen Leuten die Sorge um ihr Ende. — Es steht schlimm genug mit Ihnen, allerdings schlimm genug, auch ohne den Spaß. — Hier fünf Tausend Thaler, da noch fünf Tausend, hier das große Capital und seit zwei Jahren keine Zinsen und eine ganze Reihe von Posten, die der alte Elias nach der Hauptstadt sandte zum Verprassen. — Sie haben schlechte Wirthschaft geführt, Herr Graf. Die Frau Mutter und die Schwester mußten den Winter über hier bleiben,

zwei Winter schon, der junge Herr Graf brauchte zu viel, wo soll's herkommen?! Da schnallen sie sich ein Säbelchen an, ein goldbetrestes Röckchen, reiten theure Pferdchen, tanzen, jagen, lieben, verspielen in einer Nacht Haus und Hof, hauen sich herum um nichts-nützige Dirnen und machen die tollsten Streiche, als gehörte das zur Ehre, bis sie arm und ungesund nach Hause kommen und ihr Lebelang dafür büßen müssen."

— „Elias!“ rief der Graf heftig und stolz, dann drehte er sich um und sagte lächelnd: „Nun, man verzeiht einem alten, ungebildeten Menschen manches und lacht über seine Grobheit.“

„Wenn man ihn braucht!“ rief der alte Mann hohnlachend.

— „Ich verbitte mir aber auf's Ernstlichste jede Einmischung in meine Angelegenheiten,“ fuhr der Graf fort. „Vergeßt nicht, daß zwischen uns eine Grenze liegt, die Ihr zu beobachten habt.“

„Oho!“ sagte der Alte, „setzen Sie sich nicht auf Ihr ritterlich Pferd, mein gnädigster Herr Graf, gegen den alten Elias Waldmann, der's halt gut mit Ihnen meint. Er sagt es Ihnen doch tausend Mal und immer wieder, daß Sie schlechte Wirthschaft getrieben, denn an seinen Fingern kann er Ihnen vorrechnen, wie viel von den schönen Gütern eigentlich

noch das Ihre ist. Ihr Großvater hat den Ruin angefangen, Ihr Vater hat ihn fortgesetzt. Sie werden ihn vollenden, wenn's nicht anders wird."

„Am Ende,“ rief der Graf spöttisch lachend, „befreit mich der biedere Landsecfelmeister von dieser Last.“

„Thue ich's nicht, thut's vielleicht ein Anderer. Und wenn ich wollte,“ rief der alte Mann, heftig auf sein Buch schlagend, und aus seinen rohen gemeinen Zügen leuchtete ein boshafter Triumph, „es könnte Manchem so gehen. Aber nein, Niemand soll sagen, daß ich ein Blutsauger, ein Wucherer bin, Niemand ist da, der sich über mich beklagen kann. Ich warne Jeden, ich halte ihm einen Spiegel vor, das hab' ich bei Ihnen auch gethan.“

— „Was hilft's?“ sagte der junge Mann, indem er sich barsch abwendete. „Ich bitt' Euch, schlagt das verdamnte Buch zu. Was wollt Ihr hier, warum kommt Ihr und plagt mich? Wollt Ihr Zinsen, wollt Ihr Geld? Ich habe nichts. Berechnet Euch zum Herbst mit meinem Rentmeister.“

„Der mir auch nichts giebt,“ erwiederte Elias, „denn nach dem Herbst kommt der Winter, wo das Leben in der Hauptstadt losgeht, wofür, was da ist, nicht ausreicht.“ — Er stand einige Minuten nachdenkend, dann sagte er: „Wollen Sie wissen, weshalb

ich gekommen bin? Ich will Ihnen einen Vorschlag zur Abhülfe aller Noth machen."

Hersfurt sah ihn fragend an.

"Sie müssen heirathen," sagte der Alte.

— "Sie haben also eine Frau für mich," rief der junge Herr belustigt. "Haben Sie etwa eine Tochter, Eli?"

"Meine Tochter, wenn ich eine hätte," versetzte der Bucherer, und ein gewisser stolzer Nachdruck lag in seinen Worten, "würde nie Ihre Frau werden können. Ich habe aber nur einen Sohn."

— "Der hoffentlich nicht aus der Art geschlagen ist."

Der alte Mann lächelte. "Sie sollen hören, was ich sage," sprach er. "Ich kenne das Land; es giebt viele schöne Damen hier, jung, vornehm, schön, aber reiche giebt es wenige, und häuslich, sittsam, tugendvoll dabei, weiß ich nur Eine. — Das ist ein liebes herziges Kind, wie ein Engel, so fein, so strahlende Augen, ganz Milch und Blut, und wie ein Kobold so neckisch und lustig, klug und munter."

— "Wer ist denn das Wunderkind?" fragte Hersfurt, halb neugierig, halb spöttisch. "Die Tochter irgend eines reichen Wechslers oder Lieferanten."

"Haben Sie Respekt, gnädiger Herr," lachte Eli, "das Blut ist von der feinsten Sorte. — Sehen Sie,"

fuhr er fort, „vier Stunden von hier, in den Bergen, da steht ein altes Schloß, darin wohnt das schöne Fräulein. Haben Sie den alten Baron Richtenstein gekannt?“

— „Gekannt? nein, aber von ihm gehört. — Er lebte wie ein Uhu, der alte Geizhals.“

„Nun, der ist todt,“ sagte Eli, „vor drei Monaten ist er gestorben, das Fräulein ist sein einzig Kind, und ich bin ihr Vormund.“

— „Sie?“ rief der Graf.

„Ich,“ versetzte Eli. „Wenn's auch sonderbar klingt, aber es ist so. Der alte Herr wollte nichts mit den feinen vornehmen Leuten zu schaffen haben, da wählte er mich!“

— „Und der gute Vormund preiß't sein Mündel,“ rief der Graf, „das wild in der Einöde aufgewachsen.“

„Wieder fehlgeschossen,“ sagte der alte Mann. „Das Kind ist bei den Herrnhutern erzogen, und lebt erst seit einiger Zeit wieder im Schlosse, was Wenige wissen. Denn wenn sie es wüßten, die jungen und die alten Herren würden Sturm laufen und das goldene Herzchen erobern wollen.“

— „Und mir bieten Sie das Glück an, Eli?“ fragte der Graf ernsthafter.

„Ich biete es Ihnen an, wenn Sie es zu benutzen verstehen. — Sie sind jung, ein feiner vornehmer Herr, und mit allen Ihren Fehlern halte ich Sie für besser, als die meisten. So kann es nicht fortgehen, Sie wissen selbst nicht, wie schlecht es mit Ihnen steht. Wenn Sie Margarethen gefallen, bekommen Sie Vermögen, eine hübsche häusliche Frau, die Sie befehren wird, und der alte Eli wird auch zu seinem Gelde kommen.“

— „Ah so!“ rief der Graf.

„Ja, so,“ wiederholte der Alte. „Hören Sie, ich will einen Pakt mit Ihnen machen.“

— „Einen Pakt mit dem Satan.“

„Aus allen meinen Verschreibungen wollen wir eine machen; zehn Tausend Thaler Credit gebe ich Ihnen noch dazu, dafür treten Sie mir die sämtlichen Güter ab, wenn ich in Jahr und Tag nicht mein Geld habe.“

Der junge Edelmann blickte ihn finster an. „Nichts davon,“ sagte er. „Was soll das heißen? Meine Güter sind überdies zum Theil Lehn.“

„Es ist Kunkellehn,“ rief Eli, „es geht auf die Frauen über und es ist ein kleiner Theil nur. Ueberdies, Lehn hin, Lehn her, andere Zeiten, andere Sitten. Wollen Sie?“

— „Nein!“

„Gut, ich gehe, aber vielleicht besinnen Sie sich.“
 Er nahm sein Buch, reichte dem Grafen die Hand und sagte: „Jeder Sorge für ein warmes Kleid, auf daß ihn nicht friere, so steht es geschrieben. Wenn Sie im Herbst nicht zahlen, muß ich klagen, dann kommt es zum Concurſ. Fahren Sie nach Schloß Richtenstein, Ihre Schwester kennt Gretchen von den Kinderspielen her. Wollen Sie nicht? Nichts für un- gut, Worte sind Wind, mögen sie verwehen.“

3.

Als das sonderbare Fuhrwerk verschwunden war, warf sich Herfurt nachsinnend auf einen Stuhl. Zum ersten Male dachte er ernsthaft nach über seine Verschwendungen und über seine Lage, die der alte Mann mit so bitteren Worten geschildert hatte. Scham und Kummer beschäftigten ihn lange, er fühlte die Wahrheit und wollte sie sich nicht eingestehen, aber er war am meisten empört, daß ein gemeiner roher Mensch sie ihm sagen durfte. Endlich ließ er den Rentmeister kommen, der in einer langen Auseinandersetzung ihm bewies, daß der alte Eli nur allzusehr Recht habe. — Die Ausgaben hatten seit vielen Jahren stets die

Einnahmen überstiegen. Die Pachtgelder waren im Voraus erhoben und die Güter so tief verschuldet, daß kaum eine Hoffnung zu ihrer Erhaltung vorhanden war, selbst wenn große Einschränkungen gemacht würden, die der Stolz des jungen Edelmanns überdies verwarf; denn wie hätte er leben können ohne eine zahlreiche Dienerschaft, ohne den Glanz, der zu seinem Namen so nothwendig schien, ohne den Luxus, an den er gewöhnt war? Was hätte die Provinz gesagt, das Land, der Adel, der Hof, die glänzenden wilden Kameraden? Er betäubte die Vorwürfe mit Vorwürfen gegen sein Unglück im Spiel und in andern Dingen, mit Anklagen gegen die Verschwendungen seiner Vorgänger, die ihm so wenig übriggelassen, und warf sich endlich auf den weichen Divan, wo er die schwarze Dame verwünschte, die ihn in dies miserable, eintönige Leben gebracht. Dann dachte er an die schöne fromm-erzogene, reiche Erbtöchter des alten Barons, und endlich fand er es gar nicht so übel, ihr einen Besuch angedeihen zu lassen.

Mitten in seinen Träumereien trat die junge Gräfin Lydia herein, der er die Hand entgegenstreckte und die er Platz zu nehmen bat.

„Kennst Du,“ sagte er, „ein Fräulein Margarethe, oder schlechtweg Gretchen von Richtenstein?“

— „Allerdings,“ erwiderte sie lächelnd, indem ein feines Erröthen ihr schönes Gesicht überzog, „wir waren als Kinder Freundinnen. Du weißt also schon?“

„Was weiß ich?“

— „Daß sie seit einer Stunde bei uns ist.“

Der Graf richtete sich überrascht auf. „Nein, das weiß ich in der That nicht. Sie ist hier? Warum erfuhr ich nichts davon? Weshalb habt Ihr überhaupt von ihr geschwiegen, während ich die langweiligsten Geschichten von allen alten Muthen und Bettern zehn Stunden in der Runde anhören mußte?“

— „Weil,“ sagte Lydia, „ich selbst nicht wußte, daß sie schon seit einigen Monaten in dem alten Schlosse wohnt. Sie hat um ihren Vater bisher streng getrauert. Jetzt tritt sie zum ersten Male wieder in's Leben.“

„Mit welchen Ansprüchen tritt das Mädchen auf?“ rief der Graf Hersfurt lachend. „Als rothbäckiges Schloßfräulein vom Lande, als stolze Erbin, oder als Dame nach der Mode?“

— „Sieh sie Dir in der Nähe an,“ erwiderte die Schwester.

„Ich fürchte, sie stiert mich an und fragt nach den Butterpreisen in der Hauptstadt, nach dem Schafstand und wie heuer die Hühner legen, oder sie hat in jeder

Rocktasche ein Gesangbuch und in jeder Hand einen Strickstrumpf. Blond, blauäugig und einfältig, ein Naturkind und ein Heiligenbild. Ich denke mich zu langweilen.“

— „Vielleicht auch nicht,“ sagte Lydia lächelnd. „Vielleicht vermehrt sie Deine Kopfschmerzen und bringt Dir eine tiefere Wunde bei, als —“

Sie verstummte vor dem finstern Blick ihres Bruders, der mit Hefigkeit ausrief: „Verdammt seien alle Kopfschmerzen! Erwinnere mich nicht daran, betrachte mich nicht so bedauerlich. Du bist so furchtsam scheu, Lydia, so sentimental, wie eine Predigertochter. Statt mich aufzuheitern, zu zerstreuen, siehst Du in den Himmel oder in den Mond, liest Bücher, psui! wer wird Bücher lesen, erschrickst und erröthest wie ein Kind, und machst mich bange mit Deiner schwesterlichen Zärtlichkeit. — Warum weinst Du?“ fuhr er milder fort, „es ist nicht böse gemeint. Ich liebe Dich ja, Lydia; im Winter sollst Du am Hofe leben.“

— „Ich weine nicht,“ erwiderte sie, und zerdrückte die Thränen in ihren Augen. — „Aber Du mußt Rücksicht mit mir haben, Friedrich, Deine Hefigkeit betrübt mich Deinetwegen; ich wünschte so sehr, Dich glücklich und froh zu sehen.“

Der Bruder küßte sie zärtlich auf die Stirn. „Gute Lydia,“ sagte er, „Du bist weit besser als ich, aber laß uns Friede schließen. Du willst mein Glück, ich das Deine, und wo es immer geschehen kann, soll es geschehen, welche Opfer ich auch bringen müßte.“

In dem Augenblick wurde die Thür wieder geöffnet und die Mutter des Grafen führte eine Dame herein, bei deren Anblick Herfurt plötzlich so verlegen wurde, daß er kaum die nöthigen Formen der Höflichkeit fand, ihre Begrüßung zu erwidern. — Die Dame war ganz in Trauer gekleidet; schlank und groß rief sie unwillkürlich bei dem Grafen das gefährliche, unbesonnene Abenteuer jener Nacht zurück. Nur trug sie keinen Schleier, vielmehr fielen die überreichen dunkelblonden Locken in dichten Ringen und Schleifen auf einen Nacken und Hals, der an Weiße und Schönheit der Form nicht leicht einen Nebenbuhler finden konnte. Auch waren ihre Augen blau, wie Herfurt es vorher gesagt, doch voll von jenem eigenen strahlenden Feuer, das selten sich damit vereint findet, und diese gaben ihrem nicht regelmäßig schönen Gesicht einen hohen Grad von Reiz und Leben.

Nach den ersten Worten der alten Gräfin trat das Fräulein dem jungen Herrn des Schlosses näher und reichte ihm ungezwungen die Hand. „Sie wer-

den sich meiner wohl kaum mehr erinnern," sagte sie, „ich aber weiß recht gut noch, wie ich Sie zum ersten Male sah, und mein Gedächtniß ist so treu, daß ich Sie noch deutlich erblicke mit den drei steifgebrannten Röckchen an jeder Seite, hinten das Köpfchen mit dem seidenen Haarbeutel, der auf ein goldbesetztes pfirsichblüthenes Röckchen fiel, Alles dick bepudert, und daneben der Hofmeister, ganz schwarz und feierlich, der den cher petit comte, den bijou de la famille an der Hand festhielt und seine Lust zu jeder näheren Bekanntschaft vereitelte.“

Der Graf lachte laut auf, Fräulein. Margarethe folgte seinem Beispiele, Lydia stimmte ein und selbst die alte Dame konnte sich dieser plötzlichen Lustigkeit nicht ganz entziehen. So war zur allgemeinen Freude die Bekanntschaft eingeleitet und bald war Graf Friedrich bezaubert von der offenen Natürlichkeit, dem Witz, den Einfällen und der unermüdblichen guten Laune des schönen Mädchens. — Man machte einen Spaziergang durch den Garten und die Treibhäuser. — Der junge Herr fand mit Erstaunen, daß Margarethe die Pflanzen kannte und dem Gärtner ein Paar Dugend lateinischer Namen nannte, vor welchen dieser ganz erschrocken die Müze abnahm.

„Wo haben Sie das gelernt?“ fragte der Graf.
— „Im Schwesternhause zu Herrnhut,“ erwiderte

sie, „und ich liebe diese schönen, stummen Geschöpfe, die uns unsere Sorge mit Duft und Blüthen und edlen Früchten lohnen; darum habe ich es zu Hause fortgesetzt, wo ich einen guten Lehrer fand. — Lieben Sie Blumen?“

„Ich sehe sie gern,“ erwiderte der Graf.

— „Lieben Sie Musik?“

„Ich höre sie gern.“

— „Aber Jagd, Tanz, wilde Lust aller Art, Kampf und Spiel?“ rief sie lachend und drohend. — „O, die schlimme Sitte der Zeit! Im Schwesternhause zu Herrnhut schlug man drei Kreuze vor den feinen Leuten. Aber es ist noch Hoffnung für Sie. Ein guter Mensch muß Blumen und Musik lieben. Sie haben wenigstens beide gern.“

„Das Schwesternhaus zu Herrnhut scheint andere Begriffe zu haben, wie die übrige Welt,“ sagte der Graf spöttisch.

— „Das Schwesternhaus zu Herrnhut ist freilich nicht für die Erziehung von Hofjüngern und Gardeoffizieren bestimmt,“ erwiderte sie, „aber mein edler Vater pflegte so zu sagen, wie ich es vorher that, und mein Freund und Lehrer sagt es nicht minder.“

„Ist damit etwa Ihr Herr Vormund gemeint,“ lachte der Graf, „so ist das freilich ein ausgezeichnete Virtuos auf allen Instrumenten.“

— „Halt!“ sagte Margarethe und legte mit einem blihenden Blick ihrer Augen die Hand auf seinen Arm, „den sollen Sie nicht verspotten; Sie sollen überhaupt nicht verspotten, was ich achte und verehere. — Er war meines Vaters alter Freund, der ihn zu meinem Schutz erwählte, trotz seines schlechten Rockes und seines großen Schuldbuches.“ — Sie sah den Grafen starr an, der unwillkürlich erröthete. — „Wen hätte er wählen sollen?“ fuhr sie fort. „Etwa einen der Barone und Grafen, die darin stehen, die vor lauter Jagen, Reiten, Reisen, Trinzken, Fluchen und Schwören keine Zeit haben, an etwas Anderes zu denken, die wild und wüst das Leben für ein Wirthshaus halten, sich für die Herren darin, bestimmt zu schlemmen und zu prassen; die alle edlen Freuden, alles Lernen, alles Wissen, alles Streben, alle Sitte und Tugend verhöhnen und in eitler Thorheit, leer und hohl, wie sie sind, nicht bemerken, daß ihre Vernichtung mit jedem Tage näher rückt?“

Der Graf hatte beim Anfang ihrer Worte gelacht, aber er war ernst geworden, er wußte nicht, warum er nicht spotten konnte. Er war gereizt und empfindlich, aber doch fühlte er eine warme, wohlthunende Hand auf seinem Herzen, denn Margarethens Auge sagte ihm, daß sie ihn nicht zu den bezeichneten

Hohlköpfen zähle. Graf Friedrich hatte eine sorgsame Erziehung gehabt, was Lehrer und Hofmeister anbelangt; er hatte auch mehr gelernt, als viele seines Standes und manche edle Regungen seines Herzens und Geistes konnten selbst nicht durch das zügellose Leben unter seinen wilden Gefährten unterdrückt werden. — Margarethe reichte ihm die kleine weiße Hand und sagte begütigend: „Wischen Sie die Falte von der Stirn, wir wollen nicht streiten. Bei Tische will ich mit Ihnen anstoßen auf alle ritterlich tapfern Männer, dann wollen wir in den Park fahren und am Abend will ich Ihnen etwas vorspielen auf Lydias Instrument.“

„Lydias soll spielen,“ rief der junge Mann erheitert, „und wir wollen tanzen.“

— „Im Schwesternhause zu Herrnhut,“ sagte Margarethe, „tanzt man nicht.“

„Hol' der Henker das Schwesternhaus in Herrnhut,“ rief der Graf.

— „Auch fluchte man dort nicht,“ fuhr sie schalkhaft lachend fort, „aber wenn es ihnen Freude macht, wollen wir tanzen.“

Lydias hatte sie allein gelassen und Margarethe kehrte jetzt schnell um und eilte den Gang hinab, der Terrasse zu, auf welcher die Mutter des Grafen sie erwartete. Mit entzückten Blicken verfolgte er die

leichte, schwebende Gestalt. Der Luftzug flatterte mit ihrem schwarzen Gewande, die blonden Locken schwammen um den glänzenden Nacken. Sonnenschein und Baumeschatten erhoben und verdichteten die feine Gliederung. — „Wenn sie mich liebte, welch ein Glück!“ rief der junge Mann, dann erschrak er und verstummte, aber erregt setzte er hinzu: „Sie soll mich lieben, alter Eli, ich werde das Glück zu benutzen wissen.“

4.

Margarethe blieb zwei Tage bei der gräflichen Familie, in deren Kreis sie ein reges schönes Leben brachte. Der junge Schloßherr befand sich in einem seltsamen Zauber. Zum ersten Male war die Liebe in seinem Herzen aufgegangen, er erblickte eine neue Welt um sich. Was er früher gedacht und gethan, kam ihm abgeschmackt und erbärmlich vor; was er belacht und verspottet hatte, erschien ihm plötzlich als ein höchstes Glück. Er wollte nichts als Einsamkeit, Ruhe, häuslichen Frieden, und malte sich dies in zahllosen Träumen aus; natürlich immer vereint mit dem schönen Fräulein von Richtenstein. — Am zweiten Tage waren mehrere Gutsnachbarn gekommen,

auch einige junge Edelleute, welche ihren Jugendfreund aufsuchten, und keiner war darunter, der nicht mit Margarethen Plane machte. Dem Einen war sie freilich fast zu blond, dem Andern zu frei in ihrem Benehmen, dem Dritten zu superflüg in ihren Reden, aber daß sie schön sei, betheuertem Alle, und daß sie reich sei, galt ihnen noch höher. Graf Friedrich konnte nur mit Mühe seinen Zorn und seine Verachtung über ihre unverschämten Bemerkungen unterdrücken, sie schienen ihm Versündigung dieser flachen Gesellen gegen ein Heiligenbild. Mit Entzücken bemerkte er aber, wie sie sämmtlich von dem übermüthigen Mädchen verspottet wurden, ohne daß sie es begriffen. Er sah ihre blitzenden Augen, ihr schelmisches Lachen, und der Blick, den sie dabei dann und wann auf ihn selbst richtete, gab ihm Muth und erhielt seine fröhliche Laune.

Spät am Abend empfahlen sich die Herren, jeder voll Hoffnungen, jeder voll Eroberungsaussichten, Alle voll Lob und Dank über den köstlichen Tag und voll Zuversicht auf sich selbst. — Schloß Richtenstein sollte erobert werden; Margarethe aber, der der Graf den zahlreichen Besuch scherzend ankündigte, lachte dazu. „Oho, meine edlen Herren,“ rief sie, „hüten Sie sich, Richtenstein ist ein verzaubertes Schloß, seine Thore gehen nur auf, wie die Höhle Samsam, wenn

man das rechte Wort weiß; sonst findet man auch den Schatz nicht, nur Gespenster und Kobolde, die ins Verderben führen.“

„Und ich,“ sagte Friedrich leiser, „muß ich auch bei dem Troß außen bleiben?“

„Wir wollen sehen,“ erwiderte sie. „Im Schwesternhause zu Herrnhut wurde uns gelehrt, daß, wer reines Herzens und starken Glaubens sei, Wunder thun könne an sich und Anderen.“

— „Ich glaube wahrhaftig,“ rief der Graf mit Leidenschaft, indem er ihre Hand ergriff und presste, „die Wunder haben schon begonnen, ohne daß ich es selbst recht weiß, denn, Margarethe, ich lebe unter Ihrem Zauber.“

Sie machte sich frei, verneigte sich tief und anstandvoll und sagte: „Gute Nacht, mein schöner Herr; morgen ist auch ein Tag, der gelebt sein will, und so gar viele. Im Schwesternhause zu Herrnhut stand ein Spruch an der Thür: seid wach und nüchtern, auf daß der Versucher Euch gerüstet finde. — Ich befehle Ihnen jetzt zu schlafen und gebe Ihnen die Erlaubniß von mir zu träumen.“ — Sie eilte mit Lydia davon, die aus ihrer Mutter Zimmer zurückkam, und der Graf, als er endlich auf sein Lager gelangt war, konnte nicht schlafen, eben darum, weil sie es ihm geboten hatte und ihre Worte ihn immer wieder auf-

weckten. Endlich glaubte er in Wahrheit ihre Stimme zu hören, diese helle, klingende Stimme, welche so mächtig zu seinem Herzen sprach. Er richtete sich empor, und hörte den Ton deutlicher; leise stand er auf und trat an das Fenster. Da stand der mitternächliche Mond über den hohen Waldbäumen des Parkes und in seinem hellen Lichte gingen Margarethe und Lydia auf der Terrasse auf und nieder. Beide junge Mädchen hielten sich umschlungen; zuweilen standen sie still und umarmten sich inniger, Lydia legte den Kopf mit den dunklen Locken auf die große, schöne Freundin, die sich zärtlich über sie beugte, als wolle sie sie beschirmen. Dann sprachen sie leise, Margarethe lachte zuweilen, sie zog die scheue Lydia muthwillig weiter, und rief vernehmlich: „Du bist ein Kind, meine Lydia, wie kannst Du Dich fürchten? Ich habe Dir Alles vertraut, Du hast mir Dein himmlisches Herz aufgethan, ich liebe Dich, wir werden glücklich sein. Fort! fort mit den bangen Zweifeln. Lehne Dich auf mich, fest auf mich, ich habe Muth für uns beide, und habe es mir gelobt, mein Werk zu vollbringen oder —“

Sie führte sie fort, die Stufen hinab in den großen Lindenweg, dessen leiswogende Wipfel eine Silberdecke über sie ausspannten. Zwischen dem Halbdunkel der alten Stämme sah der Graf die Gestalten

ungewiß verschwimmen, zuweilen trug der Wind den Schall der geliebten Stimme zu ihm her, zuweilen trat ihr schimmerndes Nachtgewand heller aus den Schatten, er glaubte ihr fröhliches Lachen zu hören und er lehnte sich an das geöffnete Fenster, die Brust voll Sehnsucht, voll Bangigkeit, voll Liebesgluth, die er kaum beherrschen konnte. — „Seltsames Mädchen!“ rief er, „wärest Du arm, ich würde Dich noch mehr lieben, denn ich könnte Dich mit Glanz und Gütern überhäufen. — Mit Glanz und Gütern!“ rief er heftig und drückte die Hände an seine heiße Stirn und dann auf die Stelle, wo seine Wunde heftig schmerzte, „o! nein! nein! ich bin Deiner nicht würdig, ein Verschwender, arm, an der letzten Stufe des Verfalls, unwürdige Thorheit hat mich dahin gebracht, ach! mein armer Kopf!“

Er blieb lange in dieser Stellung, sicherhaft aufgereggt und mit immer größerem Verlangen nach den Verschwundenen ausblickend. Endlich ergriff ihn die Unruhe so gewaltig, daß er im Begriff war, hinabzusteigen, ihnen nachzueilen und sie aufzusuchen, was sie auch sagen mochten, als er sie von fern erblickte. Sie kamen langsam zurück. Der Mond war tiefer gesunken, er warf sein Licht schräg in den Baumweg, welchen er da und dort erhellte. Plötzlich kam es dem Grafen vor, als sähe er drei

Gestalten, als ginge ein dunkles Wesen zwischen den beiden jungen Mädchen, deren Hände die seinen gefaßt hielten. Ein schrecklicher Gedanke, ein Strom wüthender Eifersucht flog durch sein Herz. Alle seine Fibern spannten sich, seine Augen schmerzten vor Anstrengung und Blut. Nein, er täuschte sich nicht, es war ein Mann, ein Unbekannter, ein Nebenbuhler, der es wagte, Margarethen hier aufzusuchen, und sie, die Falsche, wußte es und hatte ihn erwartet. Am Ausgange des Weges standen sie ein Weilchen still, dann stiegen die beiden Damen die Stufen hinauf und gingen im leisen, lebhaften Gespräch dem Hause zu. Margarethe schien auf's Höchste aufgeregt, Lydia in ihre Fröhlichkeit fortgerissen und deutlich konnte der junge Mann ihre Worte vernehmen, als sie einen Augenblick in der Nähe seines Fensters stillstanden. — „Dein Bruder schläft,“ sagte das Fräulein, „aber groß ist meine Lust, ihn herauszuschreien, ihm Alles zu sagen, was ich denke, ohne Umstände, ohne Schonung. Holla, mein Herr! wenn sie wüßten, mein Herr Graf —“

Lydia hielt ihr ängstlich den Mund zu. „Um Gottes Willen!“ flüsterte sie, „wenn er erwachte —“

„Thorheit! er soll erwachen. Ist das ein Leben für einen Mann von Kopf und Herz? Er muß erwachen, wenn er wie ein echter Mensch empfinden

und fühlen und den Hochmuthsteufel, den heillosen Gram schlechter Vorurtheile von sich werfen soll. Du mußt es wünschen, meine theure Lydia, und ich will es so. Ich will diesen jungen Herrn bekehren, vor dem Ihr solche Furcht habt; er soll seinen stolzen Willen beugen lernen vor mir, ja vor mir, vor der kleinen Person mit den blonden Flechten, vor der schwarzen Dame! Ich denke, er hat vor den schwarzen Damen viel Respect, er soll noch mehr bekommen, er soll daran denken, so lange er lebt. Sie lachte mit dem größten Uebermuth zu dem Fenster hinauf, und während Lydia sie bittend und halb gewaltsam fortführte, glühten die Wangen des jungen Mannes vor Scham und Zorn und Aerger. — „Welcher böse Geist steckt in diesem Mädchen,“ sagte er endlich, „welche Gewalt übt sie über mich? Selbst jetzt, jetzt, wo sie mich so bitter verspottet, kann ich ihr nicht ernstlich zürnen.“ — Er hatte mit angestrenzter Aufmerksamkeit beobachtet, ob er den Schatten, der ihn so sehr erschreckt hatte, nicht wieder entdecken könnte, aber er bemerkte nichts in dem Baumwege. Als die Damen diesen verlassen hatten, zeigte sich keine Spur von einem Wesen, das zurückgeblieben sei, und nach und nach kam das glückliche Gefühl des Zweifels, der Täuschung über die aufgeregten Empfindungen. Er überlegte kaltblütiger den Hergang. Wie konnte Mar-

garethhe wohl hier im fremden Hause ein Stellbichein veranstalten, und wenn sie wirklich so sittlich verdorben, wie hätte sie es wagen können, die sanfte, schüchternste Lydia darin zu verstricken, sie als Zeugin und Gefährtin zu benutzen? Er war nach diesen folgerechten Schlüssen ganz ruhig geworden und wollte so eben vergnügt das angelehnte Fenster schließen, um sich seinen Träumen ungestörter zu überlassen, als die süßen Klänge einer Flöte aus dem Garten aufstiegen und plöglich Alles vernichteten. Wie gebannt, zitternd und mit immer wilderer Aufregung hörte er auf die weichen, gedämpften Töne des Liedes, das unter der Terrasse aus einem dichten Bosket neben dem Lindenwege zu kommen schien. Es wurde mit Meisterschaft vorgetragen und er kannte es seinem Inhalte nach sehr wohl. Es waren die sehnsuchtsvollen Strophen eines großen Dichters, Göthes schönes Lied an die Erwählte, das damals beliebt und oft gesungen war. Er verfolgte mit Zähneknirschen in Gedanken jede Zeile: Hand in Hand und Lipp' auf Lippe! liebes Mädchen bleibe treu! Lebe wohl! o, manche Klippe fährt Dein Liebster noch vorbei — bis zu den letzten Worten, da sprang er auf, stürzte nach der Thür, die kleine verborgene Treppe hinab, durch den Saal auf die Terrasse hinaus und auf das Gebüsch zu. Nichts war da, aber tief unten im Gange dicht an den Stämmen

bewegte sich eine fliehende Gestalt. — „Halt! steh, wenn Du ein Mann von Ehre bist!“ rief der Graf außer sich, aber im nächsten Augenblicke sah er nichts mehr. War es abermals Täuschung gewesen? er wußte es nicht. Er eilte bis in den Park hinaus, bis an die Grenze, welche ein breiter, tiefer Wassergraben umzog. — Das Thor war geschlossen, die Brücke aufgezo- gen, er lief durch alle Wege und kehrte endlich langsam durch die kühle Nachtluft zurück, die sein heißes Blut beruhigte. — Gern hätte er Alles abgeleugnet und sich selbst belogen, um Hoffnungen, die ihm unendlich theuer waren, nicht zu zerstören, aber die Musik ließ sich nicht aus den Ohren verban- nen. Es fiel ihm ein, was Margarethe von einem Lehrer gesagt hatte, der ihr ein theurer Freund sei. War dieser Lehrer der Musfiktant? War er ihr ge- folgt, war er jung, schön, kühn genug dazu, einer jener modernen Lieblinge der Musen und Grazien etwa, die damals anfangen, die Lehren der Revolu- tion ganz besonders auf sich zu beziehen, die Aristokratie der Bildung jener der Geburt entgegenzusetzen und mit lächerlicher Anmaßung von den ewigen Gleichheitsrechten aller Menschen zu prahlen? Aber er verwarf diesen Gedanken mit einer Art Beschämung für die stolze, edle Geliebte, eben so schnell wie er ihn gefaßt hatte. Wie könnte sie einem gemeinen

Menschen ihr Herz schenken, einem Wesen ohne Namen und Geburt, es war unmöglich! Nein der Nebenbuhler, wenn er existirte, mußte ein mehr gefährlicher sein. Den ganzen Rest der Nacht brachte er mit solchen Muthmaßungen zu und endlich war er entschlossen, diesem listigen, spottsüchtigen Mädchen mit Verstellung und gleicher Münze zu bezahlen. Niemand sollte merken, was er erfahren, aber er wollte seine heftige Neigung beherrschen, kalt und gleichgültig erscheinen und die Schranken gefellig seiner Höflichkeit aufrecht erhalten.

In dieser Absicht trat er am Morgen in den Salon, so unbefangen lächelnd als möglich, aber er blieb bestürzt stehen, als er Margarethen im Reisekleide erblickte. — „Sie haben zu lange geschlafen,“ rief sie, „und ich verzichtete fast auf die Ehre, Ihnen ein Lebewohl in Person zu sagen.“

— „Ich begleite Sie,“ rief der Graf, und alle seine Vorsätze waren vergessen, als er in ihr tiefblaues, gütiges Auge blickte.

„Mit Lydia bis an die Grenze des Parks, bitte ich um die Ehre,“ erwiderte sie. In dem Ton lag eine Abweisung, welche ihn schnell wieder verletzte. Er verbeugte sich, ohne ein Wort zu erwidern, küßte seiner Mutter die Hand und begann mit derselben ein Gespräch über eine gleichgültige häusliche Angele-

gênheit, das fast bis zum Augenblick des Abschiedes währte. Margarethe befahl ihrem Diener, den Wagen voranzufahren zu lassen, eine leichte Kalesche, ohne Schmuck und Zier, mit tüchtigen, aber keinesweges schönen Pferden bespannt, auf welche der Graf einen kritisch musternden Blick warf. „In unseren Bergen,“ sagte das Fräulein, indem sie mit den Geschwistern dem Gespann folgte, „können wir weder englische Wagen, noch englische Pferde brauchen. Sie werden das empfinden, mein Herr Graf, wenn etwa Ihre gehorsame Dienerin die Gnade erlangt, Sie in dem alten Hause Nichtenstein zu empfangen. Nehmen Sie Ihr bestes Jagdroß mit den stärksten sichersten Hufen und Füßen, es wird zu klettern haben und müde, verdriesslich sein, wie sein edler Reiter, ehe es an dem Schloßthor scharrt.“ — Sie warf dabei einen neckischen Blick auf das ernste Gesicht des jungen Herrn, der seinen Unmuth nicht bemeistern konnte.

— „Wenn ich hoffen darf, nicht abgewiesen zu werden,“ sagte er gezwungen lächelnd, „so wird sich auch ein Roß finden, mich zu dem Zauberschloß zu tragen.“

„Fürchten Sie nichts von der Fee,“ erwiderte sie lebhaft, indem sie ihm die Hand bot, „wir haben Freundschaft geschlossen, aufrichtige Freundschaft, Graf, und wenn ich nicht in einem Wagen, von Schwänen

oder Lauben gezogen, Ihnen entgegen komme, so will ich doch Ihren Worten die Kraft verleihen, daß alle Thüren sich vor Ihnen öffnen.“

— „Alle Thüren,“ rief er bedeutungsvoll; „aber warum, meine schöne Beschützerin, warum versagen Sie mir jetzt so hartherzig die Erlaubniß, Sie zu begleiten?“

„Weil es so sein muß,“ versetzte sie muthwillig, „weil ein Drache am Wege liegt, der grimmigen Kampf erheben würde, weil eine Dame in Trauer, ein blondes Landmädchen in holpriger Kalesche, auf stolprigem Wege sich an der Seite eines jungen eleganten Hofherrn schlecht ausnimmt, weil er in Verlegenheit gerathen könnte, wenn etwa der blinde Zufall eine von den feinen, duftenden Fräulein aus der Residenz herbeiführte, und weil ich im Schwesternhause zu Herrnhut —“

— „Um's Himmelswillen!“ rief der Graf, „morden Sie mich nicht mit dem Schwesternhause zu Herrnhut, theuerste Margarethe; sagen Sie einfach, weil ich nicht will und andere Begleitung habe.“

„Nun gut, weil ich nicht will und andere Begleitung habe,“ rief sie und rückte das Hütchen trotzig auf die Stirn. „Sie haben Recht, es lebe die Wahrheit! Und nun, meine beste Lydia, lebe wohl, und komm zu mir auf den Nichtenstein, wenn etwa dem Herrn

Bruder zu lange die Jorneßader anschwillt. Dann wollen wir ihn gemeinsam ausschelten, und ihm nicht eher verzeihen, bis er zu unsern Füßen um Gnade bittet.“

Der Wagen fuhr davon und im Entschwinden nahm sie eine kleine Blume von ihrer Brust und warf sie dem Grafen zu. „Das soll das Pfand sein, das Sie mir bringen,“ sagte sie, „und wir wollen sehen, ob Sie es verwelfen lassen, ehe Sie kommen.“

Erst als der Wald die schöne, grüßende und winkende Erscheinung ganz dem Blick entzogen hatte, kehrten die Geschwister zum Schlosse zurück. Stumm ging Friedrich an Lydias Seite. Endlich in der Nähe der Terrasse faßte er plötzlich die Hand seiner Schwester und sagte heftig: „Ich habe so oft der Liebe gespottet, ich hielt sie für eine Thorheit, für einen bloßen Sinnenrausch, für ein Gefühl des Augenblicks und des Genusses; heute gehörte meine Neigung der Anna und morgen der Susanna, wie es in dem lustigen Liede heißt; was hat mir nun dies Mädchen angethan, dies sonderbare, ungestüme, launenvolle Mädchen, das mich erzürnt und bekümmert, entzückt und in Leidenschaft versetzt in demselben Augenblick? — Ich hasse sie, ja wahrhaftig, ich hasse sie, und wenn ich sie wieder anblicke —“

— „Dann liebst Du sie,“ sagte Lydia lächelnd.

„Ich liebe sie, wie ein Narr,“ rief ihr Bruder, „denn weiß ich es, ob sie mich verspottet, oder nicht?“ — Er sah seine Schwester tief erglühend an und schwieg. — Nach wenigen raschen Schritten, die er that, als wollte er sich entfernen, kehrte er um. „Wäre sie nicht reich, Lydia, wäre sie arm, verlassen, ja wahrlich, ich glaube, wäre sie in einer Hütte geboren, ich würde sie doch lieben, ich, ich, Graf Friedrich Herfurt, ich fühle es, ich empfinde es — seltsam! ich wünsche es! Ist das möglich, Lydia, wie ist das möglich?!“

— „O, lieber Bruder,“ sagte Lydia leise, „fragt denn die Liebe nach Stand und Reichthum?“

„Das ist eine Verirrung der Gefühle,“ erwiderte er stolz, „eine Krankheit, die Schmach und Schande über uns bringt. Wir haben Beispiele, wo Personen von Rang sich vergessen konnten, aber ich wundere mich, solche Aussprüche von Dir zu hören.“

— „Aber, lieber Friedrich, Du selbst —“

„Ich selbst,“ rief der Graf, „ich begreife den Wahnsinn, der den Besten verblenden kann, sich in den Abgrund zu stürzen, aber wir, Lydia, wir würden die Unwürdigkeit doch zur rechten Zeit erkennen,“ dann lachte er und sagte: „wie kommen wir nur darauf? Du, meine liebe Schwester, wirst niemals den rechten

Weg verlassen, Du bist hier aufgeblüht als ein verborgenes Blümchen, aber ich führe Dich an Deinen Platz. Man wird Dich bewundern, Du wirst auf irgend einem Hofballe, oder bei einer Cour, Deinen Zukünftigen kennen lernen, und wer der Gräfin Herzfurt nahe tritt, muß ihr mindestens gleich sein. O, ihr Mädchen seid überhaupt viel glücklicher. Die Gemeinheit kann sich Euch nicht nahen, der Stolz der edlen Geburt ist Euch tief eingeprägt, nur eine gänzlich Verworfenne kann sich soweit vergessen; ihre Familie zu entehren. Bei uns ist das leichter, böses Beispiel verdirbt gute Sitten, der hohle Schwindel der Gegenwart steckt viele Köpfe an, und dazu kommen Verhältnisse, Schulden, Vermögenszerrüttungen, Leichtsinn —“ er hielt plötzlich inne und legte die Hand an seinen Kopf. —

— „Was ist Dir, Bruder?“ rief Lydia besorgt.

„Es ist nichts,“ erwiderte er, „und doch, Lydia, wem soll ich es sagen, auch unser Vermögen ist zerrüttet, auch ich war leichtsinnig, aber darum dürfen wir nicht auf Unehre sinnen. Margarethe, wenn sie mich liebt, ich könnte —“ plötzlich faßte er beide Hände seiner Schwester: „Du bist ihre Freundin,“ sagte er, „hat sie Dir nichts vertraut, kannst Du mir keine gute Hoffnung geben?“

— „Lieber Friedrich,“ sagte das junge Mädchen

sanft und erröthend, „o! wie glücklich würde es mich machen, wenn ich es bestätigen dürfte, allein —“

„Ich verstehe,“ rief der Graf heftig, „Du weißt etwas, was Du mir verbirgst, und ich bin zu stolz, um noch mehr wissen zu wollen. Ich habe Euch gesehen gestern in der Nacht. Sie führte Dich dort hinab in den Baumweg; als Ihr zurückamt, war ein Dritter in Eurer Gesellschaft. Ich habe auch eine Flöte gehört, das schmachtende Lied an die Entfernte; mag dieser Musikant sich hüten, hier jemals betroffen zu werden, mag dies intrigante Mädchen sich hüten, Dich in ihre Abenteuer zu verweben, Dich zu ihrer Gefährtin zu machen.“

— „Bruder!“ rief Lydia, „ich schwöre Dir, Margarethe ist schuldlos, Dein Verdacht ungegründet, unwürdig.“

„Du bist blaß, Du zitterst,“ fuhr der Graf mit derselben Hestigkeit fort, „Du beleidigst mich, weil Du sagen willst, Eifersucht und Haß sprächen aus mir. Es ist nicht wahr, ich bin kalt und ruhig, ich will diese Narrheit aus meinem Herzen reißen, wo sie kaum entsprossen ist, oder willst Du mir etwa gestehen, wer der Berwegene war?“

— „Ich habe nichts zu gestehen,“ sagte Lydia kaum hörbar.

„Wer schleicht ihr nach? Wen liebt sie?“ schrie Graf Herfurt und faßte rauh Lydia an.

Sie schlug ihre großen Augen plötzlich fest zu ihm auf und trat zurück. „Das ist zu viel,“ sagte sie stolz, „ich muß mich Deinen Mißhandlungen entziehen und den Schutz unserer Mutter auffuchen. Wer giebt Dir das Recht, mich wie ein spanischer Inquisitor zu behandeln? Suche Margarethens Liebe zu erwerben, es hängt von Dir ab, aber nicht durch diese wilde Hefigkeit, die Unheil säet und Unheil erntet.“

Sie verließ in schnell und in der übelsten Laune blieb der junge Edelmann zurück. Im ersten Augenblick war er erstaunt über den plötzlichen Muth seiner Schwester, dann gerieth er in Wuth und wollte ihr nachsehen, bis in's Zimmer seiner Mutter, auf dem Wege aber kehrte er um, das Gefühl seines Unrechts kam über ihn und als er eine Zeitlang in den entlegensten Theilen des Parkes umhergeirrt war, ließ er ein Pferd satteln und besuchte einen Gutsnachbar, wo er bis zum nächsten Tage verweilte. — Er hatte sich vorgenommen, ein strenges Schweigen gegen Lydia zu beobachten, weil er sich schämte und weil er unmuthig es empfand, daß seine Schwester sich unabhängig gemacht und selbst mit einem gewissen Uebergewicht sich neben ihn gestellt habe.

Einige Wochen vergingen; auch Lydia war schweigsam, die Mutter schien das gespannte Verhältniß ihrer Kinder nicht zu bemerken, denn beide wetteiferten in anhänglicher Liebe und waren in der Zeit ihres Zusammenseins so unbefangen als möglich. Der Graf suchte aber in Besuchen und Jagden Zerstreuung, die er nicht fand, oder er blieb Tage lang auf seinem Zimmer und Lydia machte allein ihre Spaziergänge oder saß bei dem Lehnstuhle der Mutter arbeitend auf der Terrasse. Zuweilen schien sie geweint zu haben und oft hingen ihre Augen bittend und unruhig an dem Bruder, der mit gekreuzten Armen den Blick auf den Boden heftete. Einige Male kamen auch Boten aus Schloß Richtenstein mit Briefen von Fräulein Margarethen, welche dringende Einladungen zum Besuch enthielten und manch neckendes Wort und Andeutung für den irrenden Ritter stand dabei. Lydia gab ihrem Bruder diese Briefe und konnte wohl bemerken, mit welcher Anstrengung er seine Gleichgültigkeit behauptete, wie er die zierlichen, kleinen Buchstaben betrachtete und den Blick darauf festhielt, nachdem er lange geendet hatte. Er reichte das Papier schweigend zurück und ging hinaus, aber am nächsten Tage war es heimlich in seiner Gewalt, und einsam setzte er sich im dichten Walde, las die Zeilen wieder und immer wieder, und schüttelte die Falten von seiner Stirn

und die Last von seiner Brust, welche sich drückender als je darauf gelagert hatte. Denn zu der Herzens-
 forge waren in der letzten Zeit manche andere gekom-
 men. Er hatte Schulden in der Residenz zurück-
 gelassen und angenommen, daß seine Gegenwart zu
 Hause leicht hinreichen würde, ihm die Mittel zu ver-
 schaffen, jene zu tilgen. Jetzt, wo er seine Verhält-
 nisse kannte, war ihm dies unmöglich; man mahnte
 ihn, mahnte dringend, erinnerte an sein gegebenes
 Wort, das nicht gebrochen werden durfte, und setzte
 einen kurzen festen Zeitpunkt, wo Alles abgethan sein
 müsse. In dieser Verlegenheit beschloß Graf Herfurt,
 sich an den alten Waldmann zu wenden, obgleich er
 fest überzeugt war, daß der Wucherer von seinen
 drückenden Bedingungen nichts ablassen werde. Aber
 neuer Muth war in sein Herz gekommen; aus Mar-
 garethens Neckereien leuchtete eine geheime Zuneigung,
 ein Verlangen, ihn zu sehen, dem er sehnsüchtig ent-
 gegen kam; er schalt sich selbst, er zweifelte, und wer
 an der Untreue einer Geliebten zweifeln kann, der
 giebt sie nicht auf und nährt seine Hoffnungen. —
 Er konnte die schöne, reiche Braut gewinnen, und
 Alles löste sich dann in Glück und Freude auf. —
 Mit solchen Gedanken kam der junge Edelmann beim
 anbrechenden Abend froh gestimmt von der Jagd zu-
 rück und war in der Nähe des Schlosses, als ein

Reiter den Weg herauf kam, der ohne Gruß an ihm hinsprengte. Der Graf kannte ihn nicht. — Es war ein junger Mann, zu anständig gekleidet für einen Dienstmann, zu wenig prachtvoll für einen Herrn von Stande. Den großen Schirm seiner grünen Mütze hatte er in's Gesicht gedrückt, als wollte er dahinter seine Unhöflichkeit verbergen, über welche der Graf sich ein wenig ärgerte. Neugierig sah er ihm nach, wie der Staub hinter ihm aufwirbelte und die Straße einhüllte, der Wind seine schwarzen, glänzenden Locken über den Rockragen des grünen Kleides warf. „Wer ist der Tölpel?“ sagte er unmuthig, „der so achtungslos bei mir vorüberjagt, ohne Gruß und Rücksicht?“

Mit rascheren Schritten ging er dem Schlosse zu und plötzlich stand er vor Lydia, die an einer der alten Linden lehnte und ihm mit freundlichem Gruß die Hand bot. Er sah ihr eben so erfreut in das schöne geröthete Gesicht und in die blihenden Augen, welche sie langsam vor ihm senkte. „Ich habe Dich erwartet,“ sagte sie, „wir wollen Frieden schließen.“

— „Und nie wieder Krieg führen,“ rief der Bruder und umarmte sie. „Ich habe Dir wehe gethan, meine Lydia, ich war sehr thöricht, ich muß meine Schuld bekennen, damit Du meine Reue siehst. Aber Du hast von dem Zaubertrank gehört,“ fuhr er lä-

chelnd fort, „der selbst einen Herkules toll machte, als er ihn gekostet hatte, und dieser —“

„Soll Dich wieder gesund machen,“ fiel Lydia ein. „Ich habe ein Briefchen von Margarethen bekommen; für Dich lag ein Zettelchen darin.“ Sie zog es hervor und reichte es ihm. „Im Schwesternhause zu Herrnhut,“ stand darin, „ist es zwar nicht Sitte, an junge Grafen zu schreiben, da aber meine dienstbaren Geister mir berichtet haben, daß Ew. Gnaden mit gar kläglichen Geberden Feld und Wald durchstreifen, dabei im Hause den Tyrannen armer Frauen zu spielen sich unterfangen, so lade ich Sie vor mein Gericht zur Rechenschaft und erwarte Gehorsam.“

— „Das übermüthige Mädchen!“ rief der junge Mann entzückt. „Wie viel Geist, wie viel Anmuth. Aufrichtig, Lydia, meine Zweifel sind verschwunden, ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß sie mich liebt.“

„Ich sollte es fast meinen,“ erwiderte die Schwester, „da Margarethe alle Besuche an ihrer Thür abgewiesen hat und Dich einladet.“

— „Ich werde erscheinen,“ sagte der Graf, „werde mich ihrem Gericht unterwerfen, mein Urtheil in Empfang nehmen. O, theure, liebe Lydia! wie glücklich hast Du mich gemacht. Wenn Du die Liebe einmal kennen lernst, wirst Du mich begreifen.“

„Ich begreife es wohl,“ versetzte sie; „werde glücklich, Friedrich! so bin ich es auch.“ —

— „Du gutes Mädchen,“ sagte er gerührt, „wie viel habe ich an Dir gut zu machen, und Alles, Alles will ich für Dich thun. Wenn ich jemals im Leben gegen Dich hart sein könnte, erinnere mich an diese Stunde, an meinen Schwur, ich will Dir um den Hals fallen und Buße thun.“

Er küßte sie mit Zärtlichkeit. Lydia hielt ihn fest umarmt, er fühlte ihre Thränen auf seinem Gesicht. „Du weinst,“ sagte er, „aber es können nur Freudestränen sein.“

— „Thränen der Hoffnung und des Glücks,“ sagt sie und ihre dunklen Augen bligte geheimnißvoll freudig zu ihm auf. „Du bist gut und edel, und Margarethe ist ein Engel, dem Alles möglich ist.“

„Wer brachte den Brief?“ fragte er. „War es der Mensch im grünen Kleide, der eben erst fortritt?“

— „Der,“ erwiderte sie, „nein — ich sah ihn flüchtig, er gab etwas für Dich ab, ich kenne ihn nicht — er verließ den Hof eben, als ich heraustrat.“

Im Augenblick brachte ein Diener, als sie die Stufen der Freitreppe emporstiegen, einen Brief, den der

Reiter zurückgelassen hatte. Der Graf nahm ihn und erkannte die steilen deutlichen Buchstaben der Handschrift des alten Eli.

Er verließ seine Schwester, ging in sein Zimmer und erbrach das Schreiben. „Alter Schelm,“ sagte er lachend, „ein Droh- und Brandbrief, wie ich denke.“ Mehrere Papiere fielen ihm entgegen, er sah sie an und war erstaunt, es waren die Schuldscheine, welche er in der Hauptstadt ausgestellt und die ihm so viele Sorge machten. — „Ew. Gnaden,“ schrieb der Alte dazu, „schicke ich hiermit die einliegenden Scheine, welche mir zum Kauf angeboten wurden. Die leichtsinnige Wirthschaft, die Sie getrieben haben, ist unerhört. Ich nahm die Dinger, weil ich weiß, daß Sie sie nicht bezahlen können, und weil man mit Ihnen verfahren hätte, wie es sich gehört. Ich bin aber Ihr Hauptgläubiger und Sie wissen, was ich mit Ihnen vorhabe, entweder Sie heirathen, wie ich will, oder ich nehme die Herrschaft Ihnen über dem Kopf fort. Schicken Sie mir einen Schuldschein für diese nutzlosen Papiere und vergessen Ew. Gnaden nicht, die fünf Procent landesübliche Zinsen — mehr nehme ich nicht — vom Tage der Ausstellung an darauf zu vermerken. Ew. hochgräßlichen Gnaden allerunterthänigster Knecht Elias Waldmann.“

„Allerunterthänigster Schuft!“ rief der Graf ärger-

lich lachend; „aber gut, Elias Waldmann, Du sollst Deinen Willen haben. Ich heirathe Margarethen und bezahle alle Zinsen, die Du verlangen kannst.“

5.

Am nächsten Morgen war Graf Herfurt auf dem Wege zum geheimnißvollen Schlosse. Lydia hatte ihm einen Brief mitgegeben und in fast leidenschaftlicher Aufregung sich von ihm getrennt. Es war eine Brautfahrt, die über sein Leben entscheiden sollte. „Sei glücklich,“ sagte sie, „sei gut und sanft! Wenn Du Margarethen wahrhaft liebst, wenn Du mich liebst, wird sich Alles zum Besten gestalten.“ Sie fiel ihm um den Hals, dann ließ sie ihn los, sah ihn lächelnd an und eilte schnell davon.

Der junge Edelmann verfolgte mit sehnsüchtiger Eile seinen Weg. Er war nur von einem Diener begleitet, der den Weg kennen sollte, welcher größtentheils durch Waldungen bis an den Fuß der Berge und dann durch diese hin zum Ziele leitete. Der Tag war schön, die Sonne fiel auf das duftige Grün; Einsamkeit und Vogelgesang machten sein Herz still und versenkten ihn in phantastische Träumereien. Er dachte

sich Margarethen in tausend Gestalten, er malte sich den Empfang aus, den Augenblick, wo er ihr seine Gefühle bekennen würde; er sah sie winkend und lachend vor sich hinschweben, und der Weg war ihm gar nicht lang, gar nicht so unbequem vorgekommen, als der Reitknecht plötzlich mit der Hand auf einen sanft ansteigenden Hügel in der Ferne deutete und ihm den alten Thurm von Schloß Nichtenstein zeigte.

Einen Augenblick hielt der Graf sein Pferd an, ehe er in das Thal niederritt, das zwischen ihm und Margarethen sich fruchtbar ausdehnte. Ein Bergwasser brauste und wand sich im tiefen Bett hin, unter dem Felsensprung lag eine Mühle, deren lebendiges Geklapper zu ihm herüberscholl, ein Dorf und zerstreute Meierhöfe streckten ihre Schieferdächer aus den Büschen und Bäumen, über welchen das goldene Kreuz einer Kirche strahlte. Und oben auf der Höhe lag das alte Schloß, ehrwürdig grau, aus Gärten emporsteigend, die sich grün und weich an seine Warten und Mauern schmiegeten.

„Wie schön, wie herrlich!“ rief der junge Mann entzückt, nachdem er lange in Gedanken versunken war. „Mit ihr in diesen grünen Bergen, an ihrer Seite in dem Schatten der uralten Bäume gelagert, in ihren Armen, an ihrem Herzen. O! Margarethe, nimm mich gütig auf!“ — Er trieb sein Pferd zur Eile

und heftete den Blick sehnsüchtig nach allen Fenstern und Zinnen des Schlosses, als müsse er die Geliebte dort oben erblicken, wie sie ihn erwarte und ihm entgegenwinke. Als er näher kam, trat das ganze Gebäude hervor, ein geschlossenes Viereck von bedeutendem Umfange. Am Fuße des Hügels lagen die großen Wirthschaftsgebäude, dann stieg man einen gewundenen, bequemen Weg hinan, über einen Wiesenabhang, durch Gärten zwischen Hecken und Gehegen, bis endlich eine Umfassungsmauer, ein Graben und ein wohlerhaltenes Thor von Stein mit dem Wappen der alten Barone von Richtenstein den Fremden aufhielten. — Bei dem lauten Ruf des Reitknechts öffnete ein alter Mann das Fenster der Pförtnerwohnung und sah sich nachdenklich die Wartenden an. — „Wenn der Herr,“ sagte er, „der Graf von Herfurt ist, so habe ich Befehl, ihn einzulassen, sonst Keinen. Nimm dann das Pferd Deines Herrn, Freund, und führe es unten in die Meierei, die Thür soll sogleich geöffnet werden.“

Der Graf stieg lächelnd ab und beobachtete das Kopfschütteln und Murmeln seines Dieners nicht weiter, der über die seltsame Manier, vornehme Gäste zu empfangen sich sehr beleidigt fühlte. Es freute ihn, daß er allein Zutritt erhielt, daß Margarethe ihn erwartet hatte, und hastig schlüpfte er durch

die Pforte, welche der greise Thorwart eben nur so weit öffnete, daß er hindurch konnte, und dann sogleich wieder schloß. — „Wo ist das gnädige Fräulein?“ fragte er.

„Margarethe wird im Garten sein,“ erwiderte der alte Mann.

Der Graf sah ihn erstaunt an. „Margarethe?“ murmelte er, verlegt über diese Vertraulichkeit.

„Wo ist Gretchen?“ fragte der Wächter einen andern Diener, der in der Ferne mit einem Rechen in der Hand vorüberging.

— „Ich hörte sie Musik machen,“ sagte dieser, ohne still zu stehen. „Schickt den Mann nur hinein, er kann sie suchen und wird sie bald finden, wenn sie gefunden sein will.“

— „Da hast Du recht,“ erwiderte der Alte und sah den Besuch lachend an. „Da ist das Schloß, Herr, und da der Garten, sehet zu, wo Ihr sie finden könnt.“

Er ging in sein Häuschen und der Graf den Weg hinab, welcher einen zierlichen Laubgang bildete, von Ulmen und Rüstern, an denen wilder Wein und Hopfen dicht die Stämme umrankten und oben zum laubenartigen Dach verflochten waren. Der Empfang war so sonderbar und seltsam, außer aller Sitte der Zeit, daß Hersfurt wirklich in einem Fabelland zu sein glaubte.

Er trat aus dem Baumweg und seine Empfindungen versöhnten sich durch die neuen Wunder, welche ihn erwarteten. Das Schloß lag vor ihm auf einem kleinen Plateau. Die langen Linien seiner Hauptfronten zeigten sich im edelsten Verhältniß erbaut, und überall mit den reichen Verzierungen alter Bildnerei geschmückt. Von den Zinnen herab bis zu den Schlußsteinen der gothisch gewölbten Fensterreihen stiegen die Blumenstöcke und gewundenen Arabesken, die Ritterhelme und Wappen und Thierköpfe, und Alles war so sauber erhalten, als hätte der Künstler erst heute seine Arbeit hier vollendet; Alles zeugte von einem regen Schönheitsfönn, der diesen einsamen Ort zu seiner Werkstätte gewählt und in seinen Schöpfungen durch Reichthum unterstützt wurde. Die großen wohlgeordneten Fensterreihen waren weiß verhängt, wodurch dem großen Hause ein feierliches, stilles Ansehen verliehen ward. Der Graf faßte an einige Thüren, allein er vermochte nicht, sie zu öffnen. Er ging auf dem breiten mit buntem Kies bestreuten Weg um das Gebäude und betrachtete die zahlreichen Statuen von Marmor, die Götter und Helten italienischer Meister des vorigen Jahrhunderts, deren Kunstwerke so theuer bezahlt wurden, betrachtete verwundert auch die zahlreichen großen Orangen- und Myrthenbäume, welche blühend und voll goldener Früchte den ganzen Weg

befetzten und warf dann den Blick entzückt auf den kleinen hellgrünen Wiesenplan, wo ein Paar Rehe im Gehege weideten, auf die reiche Flur feltener Blumen in Figuren und Kreisen zusammengestellt, auf die blihenden Glaswände eines großen Gewächshauses und endlich auf die alten schönen Waldbäume, die rund umher dies kleine, seltsame Paradies einschlossen, als ob sie es von der übrigen Welt trennen wollten. — Ihm war gar seltsam zu Muth. Diese verschlossene, mit so vielen fremdartigen Reizen, mit Bäumen und Gewächsen des Südens, mit Marmorstatuen und Bildwerken geschmückte Burg war völlig verschieden von allen Rittersitzen des Landes. Sein Herz klopfte heftiger, als er daran dachte, daß Alles dies Margarethen gehöre, daß sie hier wohne, hier lebe und er — er mit ihr einst das Glück theilen werde, abgeschieden von der Welt, von dem lärmenden Gelüste der Menge, die ihn anwiderten, mit ihr in diesen edlen Hallen, unter diesen ewigen Bäumen allein. „Welch ein Glück!“ rief er aus; „liebliche Fee, ich will Dich gewinnen, wo bist Du? Warum läßt Du mich allein!“

Indem er dies sagte, erblickte er an der andern Seite des Schlosses einen Mann, der langsam aus dem Dunkel der Bäume hervortrat und durch die Blumenboskets ging. Er hatte die Hände auf den

Rücken gelegt, den Kopf, den ein breitgekrämpter, niedriger Hut, nach Quäkerart, bedeckte, senkte er tief auf die Brust nieder, zwischen den Fingern hielt er ein Buch, in welchem er gelesen zu haben schien. Als Herfurt ihn aufmerkssamer betrachtete, glaubte er in ihm den Reiter zu erkennen, der gestern so wild an ihm hinjagte und im Schlosse den Brief des alten Elias abgegeben hatte. Wenigstens fiel sein schwarzes glänzendes Haar ebenso dicht und üppig auf das grüne Kleid nieder, das er trug, und ließ den Grafen zweifelhaft, wer in dieser Verpuppung stecke. Einmal hob der Spaziergänger den Kopf auf und der Graf meinte ein junges schönes Gesicht zu sehen; eine eifersüchtige Empfindung regte sich in ihm. War dies Margarethens vertrauter Freund und Lehrer, der Gefährte ihrer Einsamkeit, der Flötenbläser, der ihr gefolgt war? — Er that ein Paar rasche Schritte vorwärts; der Unbekannte hatte sich abgewendet und ging eben so langsam, wie er gekommen, von Neuem dem Schatten der Bäume zu. Herfurt zögerte unentschlossen. Es war, als rief eine Stimme in ihm, diesen Mann zu meiden, eine Unglück weissagende Ahnung drang schmerzlich durch seine Brust. Plötzlich aber eilte er ihm nach und schon stand er an den Blumen, als ein hellklingendes „Halt!“ hinter ihm erscholl. — Er blickte zurück, da stand Margarethe auf den Stuz-

fen eines der großen Fenster, die bis zur Erde reichten und die Thüren eines Gartensaales bildeten. Grüßend streckte sie die Hand nach ihm aus, dann sprang sie leicht herab und näherte sich ihm.

„Margarethe!“ rief der junge Edelmann, entzückt über dies plötzliche Erscheinen, und allen Zwang vergessend, küßte er die Fingerspitzen des schönen Mädchens und hielt sie fest, indem er mit Feuer und Zärtlichkeit zu ihr sprach. „Ich bin in dies verzauberte Haus gedrungen,“ sagte er, „und jeder Schritt vermehrte meine Sehnsucht, die reizende Besitzerin zu finden. Wie schön ist es hier, Margarethe, wie gern möchte man immer hier wohnen, wie sehr begreife ich Ihr Verlangen, ungestört und allein darin zu sein!“

— „Nicht allein,“ erwiderte sie. „Ohne Lebensgenuß und heitern Wechsel der Beschäftigungen, die uns Freude gewähren, würde der Himmel selbst eintönig und langweilig sein. Meine Thore öffnen sich allen treuen Freunden, mein Herz allen guten Menschen, die mich lieben und denen ich ihre Zuneigung vergelten kann.“

„Und ich darf hoffen,“ sagte Herfurt, „Fräulein Margarethe zählt mich zu beiden.“

— „Würden Sie sonst hier sein?“ erwiderte sie lächelnd. „Ja, ich glaube daran, obgleich ich, Gott verzeih's mir! gegen alle Regeln des Schwesternhau-

ses zu Herrnhut, dem jungen Cavalier einen Brief schreiben und um seinen Besuch bitten mußte.“

„O! wenn Sie wüßten, theure Margarethe,“ rief der Graf, „welche traurige Tage ich verlebte.“

— „Weil Sie die Sünden der Welt an sich tragen,“ versetzte sie, „weil Sie nicht glauben und nicht hoffen. Ach, so sind die eillen, unbeständigen Männer, die der böse Feind ihrer selbst sind, wild und unbändig in allen Dingen. — Sehen Sie hier dies Schloß. Da hat ein Mann gelebt und mich geliebt, den ich wie einen Heiligen verehere. Dieser Mann war mein Vater. Der hat ein Leben geführt, wie wenige Sterbliche. Er hat auch schwere Zeiten gesehen, harte Prüfungen erfahren, aber sein edles Gemüth ward immer reiner und besser davon. Die Welt hat ihn einen Sonderling genannt, weil er ihre Vorurtheile und Thorheiten verachtete, dafür aber haben ihn alle die gesegnet und segnen ihn noch, die ihn umgaben und Keiner war ausgeschlossen, der ihm nahe kam.“

„Es muß ein edler, trefflicher Mann gewesen sein,“ rief der Graf. „Alles, was ich sehe, beweist das.“

— „Er lebte unter Blumen, unter Kunstwerken, unter Büchern; er schätzte die Männer von Geist und liebte die einfachen Menschen, die nichts hatten als

ein treues Herz. Da machte er keinen Unterschied zwischen arm und reich, zwischen vornehm und gering. Er war ein Stück Herrnhuter, ein Freund seines Freundes Zinzendorf, nur nicht so überspannt, denn er kannte die Welt, wie sie ist.“

„Aber die herrnhutische Annahme der Gleichheit aller Menschen,“ sagte Herfurt lächelnd, „scheint sich noch jetzt im Schlosse überall erhalten zu haben.“

— „Ach, ich verstehe,“ fiel Margarethe fröhlich ein. „Weil mich die alten Diener meines Vaters, die mich auf ihren Armen trugen und groß werden sahen, Gretchen nennen und wenig Respect vor einem Hochgeborenen haben, das fiel Ihnen auf; aber nein, Herr Graf, die wahre Achtung der Menschen beruht nicht auf den äußerlichen Ehren und Reverenzen, die sitzt tief innen im Herzen und fragt nicht nach Titel und Gnädigkeit. Alles Uebrige ist Schein und unnatürlich angekünstelt. Erinnern sie sich, daß der beste Freund meines Vaters ein alter Kaufmann war, daß dieser mein Vormund ist, den ich liebe und ehre, und daß meines Vaters es nur einen Unterscheidungsgrad zwischen den Menschen giebt: die Bildung, das Talent, die Aristokratie des Geistes und des Herzens. Wer roh und gemein ist, und wäre er ein Fürst, der gehört nicht zu mir; dem Edlen und Guten reiche ich die Hand, als einem Gleichen.“ — Ihre Augen blitz-

ten stolz, als sie dies sagte. Herfurt blieb stumm, er hätte zürnen können und Manches erwidern, aber im Geheimen fühlte er Etwas in sich, was ihren kühnen Worten entsprach, so ungewohnt und seltsam diese auch seinen Ohren klangen.

„Ich will Ihnen das Schloß zeigen,“ sagte Margarethe, „Sie werden Freude haben an den reichen Sammlungen meines Vaters.“ Sie gab ihm die Hand und sah ihn so versöhnt und freudig an, daß er entzückt ihr folgte und im Stillen dachte: „Ueberspannt ist sie zwar auch, aber welch ein edler, reiner Geist spricht aus ihr! Laßt sie nur mein sein und wir werden uns verständigen. Manches werde ich nicht dulden können, dafür wird sie an mir mildern, was ihr mißfällt, so kommt die Versöhnung des Widerstreitenden in Liebe.“ — Wandernd gingen sie von Saal zu Saal, von Zimmer zu Zimmer. Alle Thüren waren offen und ließen willig den Gast ein, der erstaunt das Sehenswerthe betrachtete. Einer schönen Sammlung von Gemälden, Sculpturen und geschnittenen Steinen folgten andere von Naturalien, Pflanzen und physikalischen Instrumenten; an diese schloß sich eine Waffensammlung, welche dem Grafen besonders Vergnügen gewährte, und endlich eine Bibliothek, die in dem Beschauer ein aufrichtiges Gefühl schmerzlichen Bedauerns erregte, daß er nicht mehr

gelernt habe in seiner Jugendzeit, um diese Schätze gehörig zu würdigen und Margarethen, die das Wissen so sehr liebte, durch seine Kenntnisse zu erfreuen.

„Ich sehe,“ sagte er, gezwungen lächelnd, „daß dort auf dem Tisch mehrere aufgeschlagene Bücher liegen. Die Bibliothek wird also noch benutzt?“

— „Wie sollte sie nicht?“ rief das Fräulein. „Ich selbst bringe täglich mehrere Stunden hier zu. Ich treibe Sprachen und Wissenschaften, auch habe ich einen tüchtigen Bibliothekar, Sie werden ihn kennen lernen — doch hier halt! ehe wir zurückkehren, werfen Sie einen Blick in diese Zimmer, die der Beste der Menschen, mein Vater, einst bewohnt hat.“ Ihre Stimme zitterte in tiefer Empfindung, leise öffnete sie eine Thür und trat hinein. Herfurt folgte ihr in einige einfach ausgestattete Gemächer, die durch schwere Vorhänge vor dem Eindringen des Lichtes bewahrt waren. Margarethe schlug diese zurück und plötzlich standen sie im funkelnden Sonnenschein. „Hier ist mir alles heilig,“ sagte sie bewegt, „es ist hier nichts, was seine liebe Hand nicht berührt hätte; wohin ich mich auch wende, ich finde ihn immer und immer wieder.“ — Plötzlich führte sie ihren Gast vor ein großes Bild, das über dem Schreibtisch hing und sagte: „Das ist er und wohl getroffen. Ein großer,

trefflicher Meister hat ihn gemalt; er wußte den Geist zu erhalten, der einst diese edlen Züge belebte."

„Es sind Ihre eigenen Züge, Margarethe," sagte der Graf, „so liebevoll gütig, so voll des höchsten Abels. Ich wollte, er könnte aus seinem dunkeln Rahmen steigen, er könnte mir beistehen, gut zu werden, wie er es war, um Ihre ganze Achtung und Liebe zu erwerben."

— „Lieben Sie mich denn wirklich so ganz von Herzen?" fragte sie und hielt seine Hand fest, indem sie ihn lächelnd innig ansah und dann das Bild, das sein großes klares Auge auf sie zu richten schien.

„Ich liebe, ich bete Sie an, Margarethe," rief Herfurt, „ja ich schwöre!" —

— „Schwören Sie nicht," sagte sie, „ich fürchte, es kann nicht sein."

„So hassen Sie mich, so verwerfen Sie mich?" stammelte der Graf.

— „Nein, nicht das," sagte sie gütig und reichte ihm beide Hände von Neuem, „aber wer mich liebt, muß frei sein und ein Mann. — Hab' ich Recht, mein Vater?" fuhr sie in schöner Begeisterung fort und nickte dem Bilde zu; „wer mich liebt, muß ein Herz haben, edel und groß wie das Deine! wer mich liebt, muß erhaben denken und handeln können. Ich weiß, was ich thue, hat Deinen Beifall, Du

hättest es auch so gemacht, und was ich opfern muß, ich werde es vollenden. Lassen Sie uns gehen, mein theurer Freund,“ sprach sie dann milder, „wir wollen uns beide bedenken, und noch ehe es Abend wird, werde ich wieder fragen, ob Ihre Liebe mich begehrt.“

„Nein, lösen Sie diese Räthsel auf der Stelle,“ rief Herfurt leidenschaftlich; „Margarethe, treiben Sie kein Spiel mit mir!“

Sie führte ihn in die Bibliothek zurück, ohne etwas zu erwiedern; Herfurt folgte düster, er kämpfte mit seiner schwer verletzten Eigenliebe, seine reizbare Sinnesart füllte sein Herz mit fieberheißem Blut. — In dem Gartensaale ließ ihn Margarethe allein. Sie hatte plötzlich zu ihm von gleichgültigen Dingen gesprochen, von der Schönheit der Umgegend, von der Jagd, von ihren Blumen und Neigungen, er hatte es kaum gehört. — „Ich lasse Sie hier zurück,“ sagte sie endlich, „weil Sie verdrießlich sind. Das ist nicht recht von Ihnen. Wenn ich wiederkomme, verlange ich, daß Sie gut und freundlich sind. Ich gehe, mein Haus zu bestellen für den lieben Gast.“

Der junge Edelmann blieb in der heftigsten Aufregung zurück. Margarethens Ruhe und Gleichgültigkeit, ihr unbefangenes Sprechen, ihre unbekümmerte Fröhlichkeit brachten ihn zum Aeußersten. „Hätte ich diesen Boden nie betreten!“ murmelte er. „Sie liebt

mich nicht, sie hat kein Herz, keine Empfindung. Was kann sie von mir verlangen? Was soll das heißen? Oder welches Geheimniß liegt hier verborgen?" — Unentschlossen ging er auf und nieder. — „Soll ich mich etwa wie einen Schulknaben prüfen lassen," rief er endlich ingrimmig, „um mit Spott und Hohn nach Hause geschickt zu werden? Ich habe ihr meine heiße Liebe gestanden und sie — o! ich Thor, was hoffe ich noch. Fort! Zurück!" Er faßte den Drücker der Thür und ließ ihn seufzend wieder los. „Ich kann nicht," sagte er, „ich will nicht. Was machte denn ihr Auge leuchtend, ihren Blick so zärtlich, wenn es nicht die Liebe war? Wie edel, schön und erhaben stand sie vor dem Bilde ihres Vaters, o! Margarethe, ich fürchte die Prüfung nicht. Alles, Alles für Dich!"

Bei dem Geräusch einer Thür wendete er sich mit heiterem Gesicht um. „Da haben Sie mich, vertrauensvoll, gut und sanft, wie ich sein soll," rief er, aber in demselben Augenblicke ließ er die Arme sinken, die Heiterkeit verschwand aus seinen Zügen, welche plötzlich bis zur Wuth erhigt und düster wurden, denn statt Margarethen stand der fremde, junge Mensch im grünen Kleid, mit dunklen Locken, einen Strauß von Blumen in der Hand, vor ihm.

Beide betrachteten sich einige Minuten schweigend,

dann sagte der Graf: „Es ist keine Täuschung, ich kenne Sie; wie kommen Sie an diesen Ort? Wer sind Sie?“ Und plötzlich schlug er mit wilder Heftigkeit die Hand an seine Stirn und schrie: „Wenn es möglich wäre, furchtbares Schicksal! Wer war die Dame, die in jener Nacht bei unserm Streit gegenwärtig war? Gestehen Sie, Hölle und Teufel! Geben Sie Antwort oder Sie sterben von meiner Hand.“

— „Ich habe kein Recht, Ihnen darauf zu antworten,“ erwiderte der Andere. — „Mäßigen Sie Ihre Leidenschaft, Herr Graf von Herfurt, und wenn Sie vermögen, mich ruhig anzuhören —“

„Erst das Eine,“ unterbrach ihn Herfurt. — „Sie haben gelobt, mir Ihren Namen zu nennen, Aufklärung zu geben, wenn wir uns wieder treffen. Ich habe Sie lange vergebens gesucht, es hat Ihnen jedoch beliebt, sich nicht finden zu lassen.“

— „Und nun?“ sagte der junge Mann, als Herfurt dicht an ihn trat.

„Nun werde ich Sie nicht loslassen, bis ich weiß, wer Sie sind, bis ich,“ fügte er mit dem Ausdruck des Hasses hinzu, „meine Rechnung ausgeglichen habe.“

— „Es thut mir leid,“ erwiderte der Fremde, „mein Geständniß mit der Erklärung beginnen zu

müssen, daß der Zufall der Geburt mir kein Adelsdiplom ertheilte."

„So haben Sie mich betrogen!“ rief der Graf.

Eine dunkle Röthe überdeckte das blasse Gesicht des jungen Mannes. Mit gewaltsamer Anstrengung kämpfte er den Zorn nieder. „Fragen Sie sich,“ sagte er, „ob ich nicht mittelst dieser Täuschung allein Sie und Ihre Gefährten von einer schlechten und gewalthätigen Handlung abhielt, deren Sie sich nur mit Scham erinnern würden. Ich aber,“ fuhr er mit Nachdruck fort, „hätte meine Ehre, die Ehre der Dame, welche unter meinem Schutze stand, theuer verkauft, vielleicht mit meinem Leben und dem Ihren. Legen Sie den Maßstab meiner Lage an sich selbst; wie wohlthuend würde es für mich sein, wenn Sie empfänden, was ich empfinde, wenn Sie mir die Hand zur Versöhnung reichten, mir gestatteten, um Ihre Freundschaft zu werben.“

Herfurt lachte laut auf, aber es war ein zorniges, verächtliches Lachen. „Bei meiner Ehre!“ rief er, „diese Frechheit übersteigt Alles. Sie wagen es, mir ihre Freundschaft anzubieten, während ich im Begriff bin, Sie zu züchtigen, wie Sie es verdienen! Wer sind Sie? heraus endlich mit der Sprache!“

— „Mein Name,“ sagte der junge Mann stolz, „ist Elias Waldmann, ich bin Rechtsgelehrter und

Sohn eines Mannes, den Sie, Herr Graf, gut kennen.“

Herfurt deckte die Hände über sein heißes Gesicht, als wollte er sich festhalten. „So weiß ich Alles,“ schrie er, „wie Schuppen fällt es von meinen Augen. Der Flötenbläser, der Freund, der Vertraute, der Bibliothekar und der Glende, dem ich Rache gelobt habe, Alles steht in einer Person vereint vor mir. Es ist ein Complot, ein niederträchtiges, hübisches Complot! Margarethe war also die schwarze Dame? Was wollte man mit mir? Was habt Ihr mit mir vor? Ihr Alle und der alte Bucherer Elias! Wie wollt Ihr mich plagen, betrügen und verspotten? Gesteh, Mensch, gesteh, oder erwarte das Aeußerste.“

— Er legte Hand an ihn, der junge Waldmann riß sich los und sagte mit Hefigkeit: „Ich habe gelobt, ruhig zu sein, aber bei Gott! die größte Langmuth hat ihre Grenze. Predige doch Niemand den Vorurtheilen Vernunft, die mit der Wiege eingesogen worden; nur eine lange Schule der Leiden kann sie vielleicht zerbröckeln. Hüten Sie sich, Herr Graf, ich warne Sie, wie ich in jener Nacht warnte, lassen Sie meinen Arm frei, hören Sie auf die bessere Stimme, die Ihnen zurufen muß, bedächtig zu sein. Margarethe!“ —

— „Ha, Margarethe!“ schrie Herfurt außer sich,

„zu ihren Füßen will ich Dich zwingen —“ er faßte mit äußerster Gewalt seinen Gegner, als plötzlich das Fräulein von Richtenstein in den Saal trat und zwischen die beiden Streitenden schritt.

„Was wagen Sie in meinem Hause,“ rief sie. „Ist das die feine Sitte eines Edelmannes und meines Gastes? Mit welchem Rechte unterstehen Sie sich, hier wie ein Feudalherr aufzutreten und mit roher Gewaltthat meinen Freund anzufallen, gleich einem Ritter der Landstraße.“ — Ihre zornige Schönheit machte einen tiefen plötzlichen Eindruck auf den Grafen. Gebietend hob sich ihre Gestalt empor und unter den langen Locken funkelten ihre Augen mit einem Feuer, vor dem die seinen sich unsicher senkten.

— „Dieser Mensch,“ sagte er, „er hat mich auf's Außerste beleidigt, ich hasse ihn, ich suche ihn seit langer Zeit, und Sie, Margarethe, sagen Sie mir das Gine, sind Sie die Dame, welche ich an seiner Seite sah? Sie müssen es sein, bekennen Sie die Wahrheit, ich durchschaue diese Hänke.“

„Schweigen Sie, mein Herr,“ rief Margarethe stolz, „Ihr Ohr ist weder gemacht, Wahrheit zu hören, noch Ihr Sinn, diese zu begreifen. — Und wenn ich jene Dame bin, von der Sie reden, wer könnte Rechenschaft von mir verlangen? Wer müßte reuevoll den Blick zu Boden schlagen und um Verzeihung bitten

für so viel Thorheit und Frevel? Wer würde nicht, wenn er von Schlacken sich gereinigt hätte, die Hände nach den Beleidigten ausstrecken und sagen: vergeßt und vergebt, ich will den alten Adam ausziehen und Eure Liebe erwerben.“

— „Mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte der Graf spöttisch, „wir leben nicht im Lande der Unschuld und führen paradiesische Scenen aus. Sparen Sie die Mühe, mich zu bekehren, sparen Sie alle Ihre edlen Grundsätze, die Tugend und Frömmigkeit des Schwesterhauses zu Herrnhut für den Burschen da, Ihren tapfern Freund und Ritter auf Reisen und Abenteuern, aber hüten Sie sich, jemals wieder mit einem Mann von Stande und Ehre so freventlich zu scherzen.“

„Von Ehre!“ sagte das Fräulein, „armes gemißbrauchtes Wort! Du hast wohl recht, Elias, er ist unfrei und so durch und durch von Leichtsinne, Thorheit und Verderbniß durchdrungen, daß Gott strafend vom Himmel steigen muß, wenn der bessere Kern gerettet werden soll.“

Einen Augenblick stand Hersfirt verstummt und fast erstaunt von diesen halb strafend, halb klagend ausgestoßenen Worten. — „Ich bin unter Ihrem Dache,“ sagte er dann erglühend, „ich bin bei aller Verderbniß ritterlich genug, in Ihnen die Dame zu achten. Mag es Ihnen wohlgehen, Margarethe, mögen Sie leicht-

finnig, treulos, gewissenlos, wie Sie sind, nicht an Glück leiden, mag die Liebe, die mich beschlich, die ich hier ausreiße und verfluche, die Sie verspottet und verhöhnt haben, Ihnen nie eine kummervolle Stunde machen. Bleiben Sie bei der Gemeinheit, bei den Wucherern und Krämern, mit denen Sie sich verbunden, zu deren unadelichem Sinn Sie getrieben, und warten Sie dort den Tag ab, wo Gott, vom Himmel gestiegen, die bekehrten Sünder zu Ihnen führt.“

„Amen!“ sagte Margarethe. „So sei es, Graf Herfurt, ich werde warten.“

Sie blickten sich beide an; plötzlich verbeugte sich Herfurt und eilte hinaus. Am Rande des Plateaus stand er still, die Thür war noch geöffnet; Margarethe stand dort, ihre beiden Arme um den jungen Elias geschlungen, den Kopf an seine Schulter gelehnt. Ein wüthender Schmerz drang durch seine Brust, fast besinnungslos lief er den Weg hinab.

6.

Auf der Mitte des Weges zur Heimath hielt er sein Pferd an und erwartete den Diener, der, flüger als sein Herr, die halsbrechenden Pfade mit der nö-

thigen Vorsicht zurücklegte. Herfurt hatte Zeit, ein Blatt aus seiner Briefftafel zu nehmen, es zu beschreiben und zusammenzufalten, ehe der Mann ihn erreichte. — „Du wirst den Weg allein fortsetzen,“ sagte er, „und diesen Brief meiner Schwester einhändigen.“

Der Reitknecht sah ihn erstaunt und fragend an.

„Ich,“ fuhr der Graf fort, „habe noch ein Geschäft in der Nähe abzumachen. — Ist dies nicht die Straße nach der Stadt N.?“

— „Ja, mein gnädiger Herr, sie führt gerade dahin.“

„Und der alte Elias Waldmann wohnt dort?“

— „Am Markte steht sein großes Haus. Jedes Kind kennt es.“

„Gut, so reite. Doch halt, noch Eines, wir kehren nach der Hauptstadt zurück. Meine Diener sollen gut packen, nichts vergessen. Mein Wagen soll nach H. fahren, entweder ich bin dort, oder sie erhalten Nachricht von mir. Meine Mutter und Schwester werden das weiter Nöthige befehlen. Jetzt fort!“

Beide trennten sich. Der alte Mann sah dem jungen Herrn kopfschüttelnd nach, der sein Pferd gewaltig antrieb; dann starrte er auf den Zettel, von dem er nichts verstand, und endlich steckte er ihn ein und sagte: „Das arme Thier jagt er zu Schanden,

das muß es nun entgelten, so sind die reichen Leute. Es muß etwas Großes los sein, viel Gutes aber nicht, er sieht aus, wie Einer, der ein böses Gewissen hat und der böse Feind ist hinter ihm. Meiner Seele, da ist er schon über den Berg.“

Berg auf, Berg ab ritt der junge Herr im vollen Lauf. Die Leute standen still und sahen ihm nach, sie grüßten, er dankte nicht, er sah sie kaum; zwei Stunden später war er in der Stadt und das edle Roß trug ihn schwankend, -athemlos, mit Schaum ganz bedeckt vor das stattliche Haus des Elias Waldmann.

Der alte Herr mußte den Reiter gesehen haben, denn an der Thür kam er ihm entgegen, gerade so in dem grauen, langen Rock, den kleinen Hut auf das rothe Gesicht gestülpt und sein großes Rechnungsbuch unter dem Arm, wie er es immer that. Seine hellfunkelnden Augen musterten die verstörten Mienen des Grafen, dann öffnete er ein Zimmer und lud ihn ein, näher zu treten. Herfurt that es ohne eine Erwiederung. Er warf Hut und Peitsche auf den Tisch und sich in einen Stuhl daneben, indem er mit einer heftigen Bewegung die Arme kreuzte und einige leise Worte murmelte, die wie ein Fluch klangen. „Aha!“ rief der alte Elias, „ich merke, wie es steht. Haben Sie von den Neuigkeiten schon gehört aus der Hauptstadt, die freilich für die Ohren eines Bräutigams

oder verliebten Menschen schlecht lauten? Aber wer wird ein Narr sein und sich todtschießen lassen, wenn das Leben seinen Rosengarten eben öffnet. Nehmen Sie den Abschied, Herr, es giebt Kanonensfutter genug und mancher wird in den Sand beißen, der jetzt von seinen Heldenthaten träumt.“

— „Was soll das heißen?“ fragte Herfurt.

„Nun, was soll es heißen?“ sagte der Kaufmann, „es giebt Krieg! Ein Glück für alle böse Schuldner und leichtsinnige, junge Leute, ein Unglück für den Mann des Friedens, und ruhigen, rechtlichen Bürger.“

— „Krieg?“ rief Herfurt und stand auf.

„Ja, Krieg!“ schrie der alte Mann, „thun Sie doch halt so, als hätten Sie das große Loos gewonnen.“

— „Krieg gegen die Franzosen?“

„Und gegen den Napoleon, es ist entschieden,“ fuhr Elias fort. „Der Befehl zum Ausbruch ist gegeben und manche Menschen sind toll geworden davon. — In Berlin, in der Behrenstraße, haben die jungen Herren vor dem Hause des französischen Gesandten ihre Schwerter schleifen lassen, so recht zum Spott, und ein Mann aus Paris, ein kleiner Herr mit gelbem Gesicht und schwarzem Haar hat dazu am Fenster gestanden und lachend herunter genickt, es soll der Bonaparte selbst gewesen sein.“

— „Thorheit!“ rief der Graf, „aber Gott sei Dank! endlich sind wir so weit. Es wird eine Jagd werden, eine wilde Jagd über den Rhein nach Frankreich bis in's Herz der Nichtswürdigkeit.“

„Glück zu! Glück zu!“ schrie der Kaufmann und schwenkte spöttisch seinen Hut, „aber von Ihnen, mein Herr Graf, hätte ich andere Sprache erwartet. — Sie stecken in Schulden bis über die Ohren, den meisten Ihrer wilden Genossen geht es freilich nicht besser, aber Sie haben Ausichten, Alles zu tilgen und zu erhalten, was Sie besitzen. Margarethe —“

— „Kein Wort von Margarethe!“ rief Herfurt. „Wäre sie eines Kaisers Tochter und ihr Erbe ein Thron, ich möchte sie nicht. — Ich könnte Rechenschaft fordern, auch von Ihnen, Herr Waldmann, denn Ihr Sohn —“ er drehte sich um, ging heftig das Zimmer auf und ab und sagte dann, „ich habe kein Recht, Ihnen Aufschlüsse zu geben, noch will ich diese verlangen, mag Ihr Sprößling glücklich werden, nur hüte er sich jemals wieder in meine Nähe zu kommen. Ich habe nur eine Frage an Sie zu thun. Sie haben mir Credit angeboten, ich brauche Geld, ich gehe nach der Hauptstadt, Ihre Nachrichten machen dies sogar nöthig, wollen Sie mir noch Hülfe leisten? Ich verlange tausend Louisd'or.“

„Um's zu verspielen, zu verprassen und ein Bettler zu sein," rief Elias. „Nehmen Sie Vernunft an, werther Herr Graf," sagte er zutraulich und faßte die Hand seines Gastes, „gehen Sie nicht leichtsinnig in die Welt, kehren Sie um, Sie wissen nicht, was Sie aufgeben, ich sage Ihnen, Margarethe liebt Sie.“

— „Und somit könnte ich die Ehre haben, der Nachfolger Ihres Sohnes zu sein.“

„Bah!" rief Elias, „Sie wissen nicht, was ich weiß.“

— „Und Sie nicht, was ich erlebte und erfuhr.“

„Mein Sohn," sagte der alte Kaufmann, „würde mit Freuden alle Ihre Besorgnisse beruhigen. Er ist brav und stolz, er hat eine Gesinnung wie ein Fürst, und er ist reich, Herr Graf, reicher wie zwanzig Grafen und Barone im Lande. Er würde sich glücklich schätzen, der närrische Junge, wenn er Ihr Freund sein und Alles mit Ihnen theilen könnte.“

Herfurt fuhr zurück, wie von einer Schlange gebissen. „Theilen?" rief er, „ich habe nichts mit ihm zu theilen; mein Freund sein?! Welcher Dämon plagt denn Alle, mir das zu versichern. Ich hasse ihn auf's Tiefste, mehr wie irgend einen Menschen. Wäre er meines Standes, brächte es Ehre, Schwert oder Pistol

zu ergreifen, er sollte nicht lange mehr unter den Lebenden sein.“

„Nun,“ sagte Elias ruhig, da danke ich Ihnen aufrichtig, daß Sie es nicht der Mühe werth finden, ihn zu ermorden, obwohl ich glaube, er versteht es, sich seiner Haut zu wehren. Sie aber wollen nicht vernünftig sein, so gehen Sie denn hin in Ihrem Leichtsinne, wir wollen keine Worte mehr machen. Die tausend Louisd'or,“ fuhr er dann fort, „wird der Vater des jungen Mannes geben, den Sie so bitter hassen und verachten, das soll seine Rache sein. Setzen Sie sich, schreiben Sie einen Schuldschein, das Geld soll zu Ihren Diensten stehen.“

— „Ich will Ihnen,“ sagte der Graf, „meine sämmtlichen Güter verpfänden und ein gerichtliches Instrument aufsetzen.“

„Das ist unnöthig,“ erwiderte der alte Mann. „Kommt der Krieg, so ist, was hypothekarisch darauf steht, mehr als hinreichend, Alles in meine Hände zu bringen. Das Uebrige ist verloren, so oder so. Bleibt Friede, so ordnen sich unsere Angelegenheiten wohl noch in anderer Weise. — Sie sind ein untergegangener Mann, Ihr Ruin steht so fest, daß nichts mehr daran zu ändern ist; das einzige Mittel, das sich Ihnen bot, haben Sie selbst zerstört. Ihre Mutter aber und Schwester sollen nicht darunter leiden, wenn ich es

ändern kann. Ich und mein Sohn, wir werden handeln, wie es recht ist.“

Er ging hinaus und der Graf warf sich in heftiger Aufregung in den Stuhl. Er war in der Gewalt des Alten, er mußte Geld haben, er mußte fort. — Er fühlte sich tief gedemüthigt, beschämt, beleidigt, vernichtet; er wünschte sich den Tod und verfluchte mit dem Hochmuth der blinden Leidenschaft nicht sich, sondern die gemeinen Menschen, die ihn in diese Lage gebracht hatten.

Endlich kam Elias mit dem Wechsel auf eines der ersten Bankierhäuser der Hauptstadt, und Hersfurt stellte die Quittung aus. Der Boden brannte unter seinen Füßen; Elias war höflich kalt und hinderte ihn nicht, einen eiligen Abschied zu nehmen. Aus dem Gasthause sandte er einen Boten mit Nachricht auf die Poststation, wo ihn sein Wagen erwarten sollte und mit Briefen an seine Mutter und Schwester, in welchen er Abschied nahm und die Kriegserüchte als Vorwand und Deckmantel der Eile benutzte. Dann nahm er Extrapost und fuhr nach der sechs Meilen entfernten Hauptstadt der Provinz, und hier trafen ihn seine Diener, von denen er nicht allein Schreiben seiner Verwandten, sondern auch die Ordre seines Regimentschefs empfing, sogleich sich zum Dienst einzufinden. Mit freudigen Blicken las er den Be-

fehl. Jetzt hatte er eine völlige Rechtfertigung seiner plötzlichen Abreise, und mit größter Eile fuhr er der Hauptstadt zu.

7.

Nach wenigen Monaten begann der Krieg, welcher in unserer Geschichte so merkwürdig der Grenzstein einer neuen Zeit geworden ist. Das schöne goldblühende Regiment der Leibwache zog von Siegeshoffnungen trunken in's Feld, die riesenhaften Jünglinge auf riesigen Rossen, alle voll Muth und Kraft und stolzer Zuversicht, den Ruhm eines Jahrhunderts in den edlen Standarten, die auf so vielen Schlachtfeldern geheiligt waren. — Da war nichts als Lust und Uebermuth. Erinnerungen an die tollen Abenteuer der letzten Zeit, an Feste und Bälle und Schlittensfahrten im Sommer zur Verspottung der Sitten und Satzungen der Philister; da wurde gespielt, getanzt, gezecht, wie und wo es irgend anging; die reichgefüllten Sackel leerten und füllten sich, und der Lebensbecher schäumte am vollsten bei denen, wo er bald sich auf immer leeren sollte. — Nur Graf Hersfurt war ein Anderer geworden, ein Narr voll Ahnungen, ein Träumer, der

seine Sünden abbüßte, ehe sein letztes Stündlein schlug, wie seine Gefährten behaupteten. Seine Freunde kannten ihn nicht mehr, — er, sonst der Tollste der Tollten, der Bravste der Braven, wo es galt einen Streich zu spielen, der Aufsehen und Bewunderung der wilden Jugend erregte, er, der vor Kurzem noch mit seinem Pferde steile Treppen hinaufgeritten war, einem Bürgermädchen zu gefallen, die ihm einen Kuß dafür versprochen, er hing jetzt stumm und still im Sattel, ohne Theilnahme, verschmähte alle Gelage, allen Wein, alle Lust und ließ den bittersten Spott über sich ergehen, ohne ein Wort zu erwiedern. Man betrachtete ihn endlich als einen Kranken und er hatte Zeit einsam zu sein und seinen Schmerz zu nähren. Von seiner Mutter und Schwester erhielt er mehrmals Briefe voll Liebe und Sorge, aber in keinem stand etwas von Margarethen, dagegen aber war viel Lob über Elias Waldmann darin, der unter Beistand des Rentmeisters die Geschäfte geordnet und in seiner praktischen Klugheit viele vortheilhafte Einrichtungen getroffen hatte. — Endlich kam der entscheidende Tag, an dem so viele Hoffnungen begraben wurden. Der Kampf war kurz aber blutig und Graf Hersfurt hatte wenigstens nicht das Mißgeschick zu den Gefangenen zu gehören, die demüthig an demselben Ort zu Fuß, beschmutzt und gesenkten Hauptes eingebracht wurden,

wo sie so oft in stolzer Pracht auf ihren wilden Rossen der Schrecken der Bürger gewesen waren, die sie jetzt ungeschreit verhöhnten. Graf Friedrich lag auf dem Schlachtfelde, den blutigen Säbel in der Faust, mit Wunden bedeckt, bis er von Marodeuren unbarmherzig ausgeschält, sammt Andern in ein Spital gebracht und endlich halb geheilt nach Frankreich abgeführt wurde, da er, wie viele tapfere Offiziere, sein Ehrenwort nicht geben wollte, in diesem Kriege nicht weiter zu dienen. Bis zum Frühlinge des Jahres 1808 war er mit einem kleinen Trupp von Leidensgefährten auf einer der Inseln zwischen der Loire und Garonne gefangen. Einige Male hatte er Briefe zu befördern gesucht, aber sie waren ohne Antwort geblieben, und als die Stunde der Befreiung für ihn schlug, war er völlig mittellos, den weiten Weg zur Heimath anzutreten. Noth und Entbehrungen aller Art waren seit langer Zeit seine täglichen Gäste gewesen, das Wenige, was die französische Regierung unregelmäßig und unterbrochen ihren Gefangenen reichen ließ, reichte nicht hin, das Nothwendigste zu beschaffen, und ohne die Milbthätigkeit guter Menschen wären die meisten immer in Gefahr des Verhungerns gewesen. So wurde der Stolz des deutschen Edelmannes in fortgesetzten Stößen bitterer Wirklichkeit des Lebens gebrochen, aber er frankte an der Seele,

wie am Körper, und lag fieberheiß auf seinem ärmlichen Lager, als eines Tages ein großer Offizier hertrat, der sich als Militair-Commissair des Distrikts vorstellte, unter dem lebhaftesten Bedauern über seine Lage ihm die Freiheit ankündigte und ihn mit allen Verhältnissen des geschlossenen Friedens und der wiederkehrenden Ruhe bekannt machte. — Die Röthe der Hoffnung glänzte auf dem Gesicht des Kranken, dann starrte er düster vor sich hin, überdachte seine Hilflosigkeit und ließ den Kopf sinken.

„Ich bedauere aufrichtig,“ sagte der Offizier, „daß ich nicht gewußt habe, daß Sie, mein Herr, der Graf von Herfurt sind, der sich hier befand. Ihr Name war in den Listen entstellt, ihr Stand war nicht einmal angegeben. Seit fast einem Jahre gingen Auforderungen nach Ihrem Aufenthalt umher; der Krieg hat bewirkt, daß man nicht genau nachforschte; nach Abschluß des Friedens aber sind diese Forschungen wiederholt worden. Es sind Briefe und Geld für Sie vorhanden.“

— „Wo?“ rief der Gefangene mit freudeblijenden Augen.

„Auf meinen Bericht sind mir dieselben von Paris zugeschickt worden,“ sagte der Commissair. „Hier sind sie.“

Er zog ein Päckchen aus der Tasche, Herjurt riß es ihm aus der Hand; Briefe fielen heraus, die Aufschrift trug Lydias Züge; er stieß einen Schrei der Freude aus und durchflog zitternd den Inhalt. Nach tausend Mühen und Aengsten hatten sie gehört, daß er lebe, und durch Verwendung und Vermittelung eine Nachforschung in Frankreich betrieben. — Sie waren gesund und voll Hoffnung, sie erwarteten eine Antwort, die ihre letzten Besorgnisse, die Besorgnisse einer Mutter, deren Thränen um den einzigen geliebten Sohn das Papier vergelbt und die schwankenden Buchstaben ausgelöscht hatte, zerstreuen sollte. — In dem Brief lag eine Anweisung von beträchtlichem Werth. Er sah nach dem Datum der Briefe und seine Freude sank; sie waren vor neun Monaten geschrieben.

„Wann kann ich fort?“ rief er mit der Angst eines oft Getäuschten, „und dieser Wechsel, wo finde ich die Aussicht, ihn in Geld zu verwandeln?“

Der Commissair beruhigte ihn über beides. „Sie sind von diesem Augenblick an frei,“ sagte er, „Sie sowohl, wie alle Ihre Gefährten; der Wechsel aber ist so gut, daß ich selbst Ihnen in Nantes das Geld dafür einhändigen werde.“

In wenigen Stunden waren sie auf dem Wege und in einigen Tagen darauf befand sich der Graf mit Pässen und allen Mitteln reichlich versehen auf

der Reise nach Deutschland. So eilig er konnte und ohne allen Aufenthalt, suchte er sich seiner Heimath zu nähern. Er vermied die Hauptstadt, vermied es, alle Bekannte und Freunde aufzusuchen, und er war hinlänglich fremd geworden; Vieles hatte sich anders gestaltet, Niemand fragte, Niemand kannte ihn. Das Land war noch immer von fremden Soldaten besetzt, die Stimmung düster und niedergeschlagen, und doch regte sich überall ein anderer Geist. Die alten Satzungen waren eingerissen und umgestürzt, er las mit Erstaunen die Reihen von neuen Gesetzen und Verordnungen, welche die Vorrechte des Adels, die Vorzüge der Geburt aufhoben, den Bürger selbstständig, den Bauer frei machten. Er hörte den Spott über die untergegangene Zeit ruhig an, es kam ihm selbst vor, als müßte es so sein; er hatte Erfahrungen gemacht unter dem fremden Volke, das er einst so bitter haßte, er haßte es noch, aber nur als Eroberer und Unterdrücker.

So erreichte er endlich die grünen Thäler, in deren Schooß seine Besitzungen lagen, und mit unruhig pochendem Herzen sah er am abendlichen Himmel die Thürme und Thürme des Schlosses in der Ferne unter den Bäumen hervorragen. Die blaue Kette der Berge in Osten war von der sinkenden Sonne überglüht, in diesen Bergen wohnte Margarethe einst, wo war

sie jetzt? Seine Mutter, seine Schwester, lebten die? Er hatte es nicht gewagt, darnach zu fragen. So oft er auch den Mund dazu öffnete, immer drängte sich gewaltsam das Wort zurück. Die letzten zwei Meilen machte er den Weg zu Fuß, und schen wick er den Landleuten aus, die ihm begegneten. Er fürchtete fast, daß man ihn erkennen, daß irgend eine schreckliche Nachricht ihn von der Schwelle des Vaterhauses zurückscheuchen könnte, und es drängte ihn selbst zu sehen, selbst zu hören, plötzlich als ein Auferstandener einzutreten und sein Urtheil zu empfangen. Langsam mit schweren zögernden Schritten ging er endlich durch die wohlbekanntnen Wege des Parks. Mit wilder Hestigkeit schlug sein Herz, er hielt sich an den alten Bäumen fest und sah zitternd an der Terrasse empor, wo er Stimmen hörte und Gestalten sah, welche halb verborgen hinter einem chinesischen Schirm nicht leicht erkannt werden konnten. Prüsend und leise schritt er näher bis unter den letzten schützenden Stamm. Die Stimmen der Sprechenden schallten verworren herüber, er konnte nichts deutlich verstehen, vorsichtig ging er die Stufen hinauf und plötzlich trat er in das Schirmzelt und prallte zurück, denn an dem Theetisch saßen Margarethe und der junge Elias Waldmann.

„Graf Friedrich!“ rief Margarethe und sprang

von ihrem Sitze. Sie streckte ihm die Hände entgegen und ließ sie sinken, als sie in sein düstres Gesicht sah.

— „Wo ist meine Mutter?“ rief der Graf.

Margarethe deutete mit dem Finger stumm auf den Boden.

— „Tobt!“ rief Herfurt erschüttert.

„Vor drei Monaten haben wir sie begraben,“ sagte der junge Waldmann; „auch mein Vater ist heimgegangen.“

— „Und Lydia?“

„Meine theure Lydia ist hier und wohl,“ erwiderte Margarethe. „Es hat sich Vieles verändert, Graf Friedrich.“

Eine lange Pause folgte. „Vieles hat sich geändert,“ murmelte der Graf, „so scheint es, vor Allem aber wünschte ich zu wissen, ob ich hier in meinem Hause bin, oder ob —“

„Ob es mir gehört,“ fiel Elias ein. „Es kommt darauf an, was Margarethe sagt.“

— „Herr Waldmann,“ sagte Herfurt stolz, „ich vermuthete fast, daß Sie und Ihre Gemahlin die Besitzer meines Eigenthums geworden sind.“

„Sie haben Recht,“ versetzte Elias, „so ist es.“

— „Allein wir werden sehen, ob meine Ansprüche erlöschten konnten,“ fuhr der Graf gereizt fort. „Der

Todte ist lebendig geworden, es ist kein Glück für Sie, er wird Rechenschaft fordern.“

„Sie sind im Irrthum,“ sagte der junge Mann mit Wärme, „nichts kann mich mehr beglücken, als Ihr Leben. Sie sind noch immer der rechtmäßige Besitzer dieser Güter, ich habe sie nur verwaltet. Ich habe versucht, der trauernden Mutter den Sohn zu ersetzen und Lydia, Margarethe —“

— „Wenn ich also in der That noch Herr hier bin,“ rief der Graf, „so möchte ich Sie bitten —“

Er hielt inne und blickte verstummend auf Margarethe, die lächelnd sagte: „Wenn er Herr hier ist, so will er uns zuerst befehlen, ihm Raum zu geben; o! der Undankbare. Was hast Du für ihn gethan, Elias, und doch kommt er nach so vielen bitteren Erfahrungen ohne Reue zurück. — Ohne Dich wäre sein Erbe verheert, verkauft, zerstückt; ohne Deine treue Liebe seine Schwester verlassen und allein, er selbst vielleicht kaum mehr unter den Lebendigen. Warst Du es nicht, der unermülich thätig nach ihm forschte, der keinen Weg scheute, um Nachricht einzuziehen, der nach der Hauptstadt eilte, Generale und Gesandte in Bewegung setzte, bis nach Paris Verbindungen auffuchte, Belohnungen bot, Bitten und Briefe beförderte.“

— „Wenn dem so ist,“ stammelte der Graf erglühend, „so bin ich Ihnen Dank schuldig, unermesslichen, nicht zu tilgenden Dank!“

„Nichts von Dank,“ rief Waldmann, „ich that, was ich that, für einen lieben Freund. — Ja, Graf Hersfurt, wir müssen Freunde sein; vergebens sträubten Sie sich.“

— „Freunde!“ rief Hersfurt mit Bitterkeit, „mein Herr! niemals, es ist unmöglich, Sie vergessen die schwarze Dame; Sie vergessen, wie freventlich ich getäuscht ward.“

In diesem Augenblick trat Lydia aus der Thür, wo sie seit einigen Minuten gestanden hatte. Mit beiden Armen umfaßte sie Elias und sagte zitternd und mit Heftigkeit: „Bist du auferstanden, Friedrich, um Unglück über uns zu bringen, die edelsten, besten Menschen zu kränken? Du rufst die schwarze Dame, hier ist sie, und hier ist mein lieber Elias, mein Beschützer, mein Freund, mein Gatte, ja, höre es, mein Gatte, mit dem Willen meiner armen lieben Mutter, die ihn liebte und segnete, als ihren Sohn.“

— „Dein Mann!“ rief Hersfurt, „Lydia! Du bist von Sinnen. Margarethe ist nicht seine Frau? und Du — die schwarze Dame, Du!“ — Er sah sie an und erbleichte. — Lydia stand im Trauerkleide vor ihm, es kam ihm vor, als erkenne er sie.

„Sieh her,“ rief sie und richtete sich von Waldmann's Brust auf, indem sie das Tuch von ihrer Schulter nahm. „Sieh her, hier ist die Narbe noch, die das häßliche Thier mir biß. Noch schwebt die fürchterliche Scene vor meinen Augen, noch höre ich den Schrei, das Hohngelächter, die wilden Drohungen, ich sehe die Säbel blißen, noch zittert mir oft das Herz, wenn ich an die namenlose Angst denke, die ich ertragen habe.“

— „Um Gotteswillen!“ rief Graf Friedrich, mit seinen Händen den Kopf pressend, „Du machst mich wahnsinnig, Du lügst, Du täuschest Dich und mich, es ist unmöglich, gieb Rechenschaft, gieb Aufschluß!“

„Er ist nicht schwer zu geben,“ sagte Elias. „Ich war von meinem Vater nach Herrnhut gesandt, Margarethen abzuholen und zu begleiten. In der Hauptstadt der Provinz trafen wir Lydia, die dort einige Zeit bei einer Verwandten verweilte. Der Carneval in Berlin wurde auf die lockenste Weise beschrieben, und Margarethe empfand die größte Lust, ein Maskenfest zu sehen. Bitten und Ueberredungen bestürmten die Freundin, in deren Herzen, wie ich glauben darf, schon damals eine Neigung für mich sich zeigte. Statt nun mit Lydia in unsere heimischen Berge zu fahren, fuhren wir mit Courierpferden nach der Hauptstadt. An jenem Abende war Margarethe erkrankt, ich führte

Lydia allein auf den Maskenball, aber bald war ihre Unruhe auf's Höchste gestiegen. Kein Wagen war zu bekommen, es blieb nichts übrig, als den Weg zu Fuß anzutreten. Das Weitere wissen Sie. — Am folgenden Tage reisten wir zurück; was Lydia litt, bedarf keiner Worte. Margarethe aber leistete einen Eid, uns glücklich zu machen. — Graf Friedrich, nur unter der Bedingung, daß Sie in unsere Vermählung willigten, wollte Sie Ihnen die Hand reichen. Es fügte sich anders. Der Krieg führte Sie fort, Ihre edle Mutter aber segnete unsern Bund, und seit sechs Monaten ist meine theure Lydia mein! Können Sie noch zürnen, wollen Sie noch die brüderliche Hand des Freundes zurückweisen, der sie treu und wahr Ihnen bietet?“

„O! Bruder Friedrich,“ rief Lydia, „gedenke der Stunde, wo Du mir einst sagtest, ich will Alles thun, Dich glücklich zu machen.“ —

— „Und Margarethe!“ rief Herfurt, indem er sie bittend anblickte.

„Margarethe,“ sagte diese lächelnd, „ist noch immer da und erwartet, daß Graf Friedrich frei und edel, wie ein echter Ritter um sie wirbt.“ —

Am späten Abend trat der Vollmond über die hohen Waldbäume und beschien nur glückliche Menschen, die in trauten Gesprächen auf und nieder wan-

delten. Plötzlich tönte die Flöte wieder aus demselben Bosket, in derselben Liebesweise, die damals dem Schloßherrn so vielen Jorn und Kummer gemacht hatte. — Dies Mal war er jedoch ganz damit versöhnt. Er hielt Margarethens Hände in den seinen fest und blickte düster in ihre schönen Augen. Nach und nach aber zog er sie inniger an sich, und legte die Arme um sie, den Kopf wie ermüdet sanft an ihre Schulter, bis sich plötzlich Lippe auf Lippe fand und ohne Wort der Liebesbund geschlossen war. — Da kamen Lydia und Elias herbei. — „Sie ist mein,“ rief Herfurt, „mein! o! Lydia und Du, mein Freund, vergebt mir um meiner Schmerzen und meines Glückes willen.“

Margarethe stand lächelnd auf und sagte: „Als Sie von mir schieden, mein Freund, was waren da Ihre letzten Worte: bei den Bucherern und Krämern solle ich bleiben und den Tag dort abwarten, wo Gott, vom Himmel gestiegen, den bekehrten Sünder zu mir führen würde.“

— „O! Margarethe,“ rief der junge Mann, „wie beschämen Sie mich. Aber Gott ist gekommen, und reuig bin ich hier zu Ihren Füßen.“

„Ich sagte Amen!“ fuhr das Fräulein fort, „ich sagte, ich wolle warten, und habe getreulich mein Wort gehalten.“

— „Und nun?“ rief Herfurt und bedeckte sie mit seinen Küffen.

„Im Schwesternhause zu Herrnhut,“ sagte Margarethe, indem sie mit anmuthiger Schalkheit ihre Augen mädchenhaft schüchtern senkte, „war es Sitte, daß, wenn je zwei sich gefunden, die getreu ihrem Wort und den Geboten die Herzen ausgetauscht, auch bald die Hände zusammengefügt wurden.“

— „Gott segne das Schwesternhaus in Herrnhut!“ rief Herfurt entzückt. „Meine geliebte Margarethe, ich will nie mehr fluchen und schwören, aber mein letzter Schwur soll es sein, die Sitte des edlen Schwesternhauses genau und getreulich zu erfüllen.“

Posten und Fuhrwesen in der Schweiz — Schöne Lage von Zürich — Der züricher See — Die Neubauten — Die Gemeinde Göttingen — Die Parteien in Zürich — Oeffentliches Leben in den Kaffeehäusern — Die Schweizer Hochschulen — Die Lehrer und Professoren — Geringe Besoldungen — Die Deutschen in der Schweiz — Der Fremdenhaß — Gegenseitige Abneigung der Deutschen und der Schweizer — Praktische Verständigkeit der Schweizer — Ihr Ertieb zum Gelderwerb — Mangel an Ideen — Abneigung gegen Philosophie — Mangel an Poesie — Untergeordnete Stellung der Wissenschaften und Künste — Mangel an Familienleben und Absperrung desselben — Die Kränzchen und die Jahrgänge — Die häusliche Erziehung — Das weibliche Geschlecht — Die Ehen — Einfachheit des bürgerlichen Lebens — Vermliches Leben der Bauern und der unteren Volksklassen — Zufriedenheit derselben mit ihrem Loofe.

Zürich ist nicht viel eher den Reisenden sichtbar, bis der Wagen zwischen den äußersten Häusern hinrollt und die schellenbehängten Pferde des Postwagens den letzten Hügel überwunden haben. Die großen Kantone der Schweiz haben ihr Postwesen oft so gut eingerichtet, wie ihre Landstraßen. Man fährt

schnell und die Wagen sind meist bequem und neu; aber die Post in der Schweiz ist noch etwas theurer, als in Deutschland, denn man zahlt für die schweizer Stunde, welche etwas größer als die deutsche halbe Meile ist (die schweizer Stunde hat 6000 Schritt, die deutsche Meile 10,000), gewöhnlich fünf Wagen, was $6\frac{1}{2}$ Silbergroschen preussisch gleich kommt. Da die Kantone aus dem Postregal einen nicht unbedeutenden Theil ihres Staatshaushalts ziehen, so setzen sie um so eher das Postgeld hoch an, weil es zum guten Theil von den reisenden Fremden getragen wird. So ist auch die Briestaxe bedeutend, obwohl man hiebei schon mehr sich gegen das eigene Fleisch und Blut wendet; allein trotz des höheren Postgeldes ist es doch ein wahres Glück, daß es überhaupt Posten, und ein doppelt zu preisendes, daß es so gute Posten in der Schweiz giebt, denn wer gezwungen ist Privatfuhrwerk zu miethen, oder des Vergnügens und der Bequemlichkeit wegen dies thut, wird inne werden, wie die Schweizer ihren Vortheil zu benutzen verstehen. Das Miethen von Wagen und Thieren ist noch immer eines der Mittel, womit man die Reisenden oft auf eine unverschämte Weise prellt, und ganz besonders verstehen die Gastwirthe diese Kunst in vollendeter Art. Wer nicht auf der großen Landstraße bleiben, Seitenparthieen machen oder überhaupt nicht immer die Post

abwarten kann und will, ohne Lust zu haben seinen Weg zu Fuß fortzusetzen, wird oft für ein paar Stunden doppelt so viele Thaler bezahlen müssen. Zudem ist das Postwesen an manchen Orten nicht so geordnet, daß Beiwagen gegeben werden, an anderen giebt es keine Extrapost, und der Reisende mag zusehen, wie er ein Abkommen schließt, was ihm allerdings leicht gemacht wird; denn Leute, die ihm Fuhrwerk und Pferde anbieten, findet er überall. Aber er muß sich auch ihren Forderungen fügen. Vorschriften bestehen nicht, und je mehr er in Verlegenheit ist, je weniger Concurrenten sich zeigen, um so schwerer wird es sein Geldbeutel empfinden. Bei der großen Menge der Fremden, welche den Sommer über die Schweiz bereisen, werden natürlich die vorhandenen Pferde ganz außerordentlich angestrengt. Die zur Postbeförderung benutzten Thiere sehen oft jämmerlich übermüdet und abgeschunden aus. Die Gastwirth, welche Posthalter sind, haben sie zu stellen, und sie geben abgetriebene alte Gänse; der größte Theil der Wirthspferde gleicht Gerippen, die zum Mitleiden bewegen, denn so lange sie ein Bein rühren können, werden sie ausgeliehen und müssen Geld verdienen. Beständig hört man das ermunternde eigenthümliche Geschrei: Hüpp! Hüpp! der Treiber und das Klatschen der Peitsche, aber zuweilen helfen alle Streiche und Drohworte nicht mehr,

denn die Kraft der Thiere ist gänzlich erschöpft. Die Schweiz hat nur an einigen Orten eine wenig bedeutende Pferdebezücht, sie muß den allergrößten Theil ihres Bedarfs von Deutschland entnehmen, darum ist der Preis eines guten Pferdes auch bedeutend hoch. Erfreulich ist übrigens, mit welcher Vorsicht die Schweizer fahren, und dies auch jedenfalls die Ursache, daß so wenig Unglücksfälle hier vorkommen. Bei jedem noch so geringen Hügel wird die Schraube gedreht, durch welche der Wagen gehemmt wird; auch stehen an vielen Orten obrigkeitliche Warnungstafeln, daß hier bei Strafe gehemmt werden muß; endlich kennt man wohl auch die Kraftlosigkeit der Thiere und traut ihnen mit Recht nichts zu; kurz, es ist ganz anders als in Frankreich, wo man so oft durch den französischen Leichtfinn der Postillone in Besorgniß geräth und in Gefahr gesetzt wird. Der Schweizer unterscheidet sich durch seine Bedächtigkeit in allen Dingen durchaus von seinen westlichen Nachbarn, denn auch in dem französischen Theile des Landes ist er ernster, zum Nachdenken geneigt und, bei aller Lebendigkeit des Temperaments, ein Bergbewohner und ein Schweizer, d. h. ein Mann, der gewöhnlich vorsichtig und mißtrauisch ist.

Wenn man ins Thal hinabfährt, aus dessen Tiefe der züricher See blau hervorschimmert, erblickt man

die Stadt vor sich, welche in weiter Ausdehnung sich an der Höhe zur Linken mit mächtigen Gebäuden und großen freundlichen Häusern hinaufzieht. Ihr alter Kern liegt unten am Ende des Sees, wo die Limath den Ausfluß bildet, deren schnelle Wogen und Strudel durch ein flaches Flussbett stürzen. Fabriken und Mühlen sind hier an beiden Seiten des Flusses aufgebaut. Die Straßen sind schmal und führen hügelig aufwärts; Reste der alten Festungswerke treten noch da und dort hervor, je weiter man aber zum Eingang des Sees vorrückt, um so stattlicher werden die Gebäude, und wenn man über die große Brücke fährt und in dem weitläufigen Posthose anhält, erkennt man leicht aus allen Umgebungen, aus den Häusern, den großen Hotels, der sorgsamten Pflasterung und aus der lebendigen Regsamkeit des Lebens, daß man in einer der ersten Städte des Schweizerlandes sich befindet.

Wenige große Städte der Schweiz können sich auch solcher Naturumgebungen rühmen. Ich wüßte keine, die es ihr zuvorthäte, als Luzern, keine, die ihr nahe käme, als Genf und Lausanne, obwohl ich Zürich vorziehen würde. Hier liegt der große wunderschöne See mit seinen milden, herrlichen, weinungrünnten Ufern dicht vor uns. Welch ein Reiz schimmert aus diesen tiefblauen Wogen, und wie ist das

Land ein großer, lieblicher Garten voll Fruchtbarkeit, voll wechselnder Nebenberge, Getreidefelder, Frucht-
 bäume und saftiger Pflanzungen aller Art. Nirgend zeigt sich ein wüster Platz; Alles hat die fleißige Hand des Menschen zum Tribut gezwungen, und diese Menschen haben ihre reinlichen, netten Wohnungen überall errichtet, denn beide Seeufer sind eine fortge-
 setzte Kette von Landhäusern, Fabriken, Färbereien, Dörfern, Meierhöfen, Gärtner- und Bauerhäusern und Wohnungen fleißiger Weber und Fabrikarbeiter. Es ist, als ob die Stadt zwei lange glänzende Arme um die blühenden Seeufer schlänge, Polypenarme und Finger ihrer Industrie und ihres Wohlstandes, die in geheimnißvollen Fäden sich in den Schooß der Berge verlieren. Schöne Kunststraßen, welche an beiden Ufern hinlaufen und den See ganz einschließen, in dessen Wellen verschiedene Kantone sich berühren, gehören zur Bervollständigung dieses reizenden Netzes mannigfacher Lebenskräfte, welche sich darin verschlingen. Der Knotenpunkt ist Zürich, das freilich im Laufe der letzten fünfzehn Jahre auch ein ganz anderes, neues und junges Zürich geworden ist, dessen Physiognomie man kaum wieder erkennen soll, seit die Volksfreiheit die alten Mauern und Bastionen zerbrochen und die Reste des düstern Gefängnisthurses im See, des Wellenberges, der so oft die Seufzer der Schlacht-

opfer jener alten Aristokratie hörte, in die Fluthen versenkt hat.

Es giebt noch jetzt alte Bürger in Zürich, welche nie ohne Seufzer und Klagen die Orte betrachten können, wo ehemals die festen Thore standen. Manche haben seit vielen Jahren nicht den Fuß an die entweihten Stellen setzen können, und dergleichen würdige Verehrer der Vergangenheit mögen nicht wenige sein, obwohl schwer zu begreifen ist, weshalb sie sich so sehr grämen. Die alte Stadt Zürich mit ihren engen dumpfigen Gassen und alten hohen finstern Häusern, deren kleine Fenster viel Erdrückendes haben, ist kein schöner Aufenthalt. Jetzt hat man auf den rasirten Wällen herrliche und prachtvolle Gebäude errichtet, die, ganz im Geschmack moderner Baukunst ausgeführt, mit Gärten und Vorgärten versehen, ein liebliches Gewimmel von Landhäusern im edlen Stile bilden, das sich durch eine weitläufige Vorstadt, die Gemeinde Hottingen, fortsetzt. Reihen von Häusern, die an der Berglehne hinziehen, Straßen, welche weit hinausreichen, großartige Gebäude des Staates, wie die Kantonschule und das Krankenhaus, bezeugen den Aufschwung des Staates und der Stadt, und alles dies ist das Werk der jungen Freiheit, deren kräftiges Emporblühen wohl so viel Versöhnendes haben sollte, um die Stadtbürger über verlorene Vor-

rechte zu trösten, welche sie, bei vernünftigem Nachdenken über die Wandelbarkeit aller Dinge auf Erden und über die Zustände der Gegenwart, nicht länger als ein ihnen gewaltsam entrißenes wohlverworbenes Eigenthum beklagen sollten.

Die Gemeinde Hottingen und dieser schöne Anbau hoch über der Stadt, gleichsam triumphirend über den Köpfen des alten Spießbürgerthums, ist ganz und gar das Werk der letzten fünfzehn Jahre. Hier muß man wohnen, wenn man längeren Aufenthalt in Zürich nimmt, das so bequem gelegen ist, um nach allen Seiten Ausflüge zu machen und das Land kennen zu lernen. In den Gasthöfen ist es sehr theuer, aber wer in Zürich ein Zimmer miethet und sich einrichtet nach Landesgebrauch, kann billig leben und wird sich hier behaglicher fühlen, als an irgend einem Orte in der Schweiz. Denn Zürich hat nicht allein die meiste geistige Regsamkeit und ist der Aufenthaltsort vieler wohlunterrichteter Männer, sondern es ist auch der vergnügungslustigste Ort in der Schweiz, der umringt ist von Kaffeegärten und Wirthshäusern, deren Zahl Legion ist und welche zugleich fast immer durch ihre schöne Lage dem Besucher eine Zugabe an Naturgenuß bieten, die oft entzückend und hinreißend genannt werden muß.

Diese Natur ist das Bewunderungswertheste was

Zürich besitzt. Gerade an der Grenze liegt es, wo der milde Hügelboden sich von dem Gebirgscharakter scheidet. Der See ist gleichsam der Markstein zweier Schöpfungen. An seinem östlichen Ufer steigt der 600 Fuß hohe Zürichberg auf, an dessen Abhängen Hottingen liegt; sein südwestliches Ufer faßt der Fuß der Albiskette ein, die mit ihrer Spitze, dem Uetliberge, sich 1600 Fuß über dem Seespiegel erhebt, welcher schon 1200 Fuß höher liegt, als die Nordsee. Von der Höhe der Albiskette blickt man zuerst in die Gebirgswelt der Kalkformationen; man blickt auf den Rigi hinüber, auf den Pilatus, auf die Schwyzer Berge und Hörner, auf die Glarner und St. Galler Gebirge, welche von Zürich aus meist nur gesehen werden, wenn die Sonne sinkt, oder wenn, regenverkündigend, der Dunstkreis der Luft besonders klar und durchscheinend ist. Das Thal des züricher Sees bildet auch die Grenze des Weinbaues, der jenseit der Albiskette nicht mehr fortkommt, und obwohl vom allergrößten Theil des züricher Weines das alte spöttische Wort wiederholt werden kann: „Es ist ein Gewächs, es sieht aus wie Wein, doch der Teufel selbst läßt das Trinken sein, er müßt' denn ein geborener Züricher sein,“ so wird trotz dessen das züricher Gewächs im ganzen Lande von Reichen und Armen getrunken, ja manche Sorten, wie z. B. der Winter-

thurer, haben sich einen besonderen Ruf erworben und werden ziemlich theuer bezahlt. Es ist aber immer wohlthätig für ein Land, wenn so viel Wein darin gewonnen wird, daß Jedermann an dem Genusse Theil nehmen kann. Mag der Wein auch sauer schmecken und herbe, er ist doch jedenfalls gesunder als Branntwein, und gesunder als gegohrener und gekochter Gersten- und Hopfentrank, der freilich auch, wenigstens in Zürich und Bern, viel getrunken wird. In Zürich allein ist jedoch ein gutes und billiges Bier zu finden, das in sehr zahlreichen Bierhäusern aus-
 geschenkt wird, in denen sich alle Stände ohne Unterschied vereinen. In beiden, in der Billigkeit des Bieres und Weines, wie in der Mischung der Gesellschaft, findet der Norddeutsche Vorzüge, die er vergebens in der Heimath sucht. Zürich ähnelt darin München, wo das Bierhaus auch alle Standesunterschiede aufhebt, und der Handwerker neben dem Grafen; dem hohen Beamten, dem Offizier oder berühmten Künstler Platz nimmt, damit Alle in Eintracht ihr Seidel leeren. In Zürich hat diese Art von republikanischer Gleichheit mehr sich niedergelassen, als an irgend einem Orte in der Schweiz. Die regierenden Bürgermeister, die Excellenz bei der Tagsagung, der Präsident, die Regierungsräthe, die Gerichtspräsidenten, kurz alle die ersten Männer der radikalen

Farbe, besuchen die öffentlichen Locale und finden sich dort mit Freunden zusammen, in deren Kreise und umringt von ihren Mitbürgern sie ihr Bier trinken und ihre Cigarren rauchen. Zürich bekommt durch diese Aufhebung alter Absonderungsfucht einen eigenthümlichen Anstrich von freier Bewegung und Verschmelzung, der von guten Folgen sein muß und sich ganz und gar auch zur Republik paßt. Die alten Herren haben dies nie gethan und thun dies auch jetzt noch nicht. Sie sitzen grollend beisammen in ihren Klubs, im Platanenhäuschen oder im Caffé Safran in der Stadt, und lassen sich selten in den Kaffeegärten blicken. So haben auch die Mitglieder der liberalen Regierung in Bern, die Schultheißen Neuhaus, Lavell und die Regierungsräthe und Beamten, sich nie dazu entschließen können, die Absonderung aufzugeben, und etwas Unerhörtes wäre es gewesen, sie in einem Bierhause zu finden. Aber Bern ist auch eine weit ernsthaftere, stillere Stadt, als das lustige, moderne Zürich, das jung und neu von seinen Hügeln herunterblickt. Bern hat die alte stolze Aristokratie noch immer in Sehnen und Gliedern. Seine Schwere schlägt leicht in Rohheit der Jugend um; in Zürich war von jeher weit mehr Geschmeidigkeit und weltmännische Politur, die Handel, Industrie, Bekanntschaft mit dem Auslande und leichtere Sitten hervorbrachten.

Es hatte mehr Sinn für allgemeine Ausgleichung in Gebräuchen und Formen; mehr Sinn für das, was man äußeren Anstand nennt, und mehr Kräfte und Neigungen, vielleicht auch mehr Bildungstoff, um schnellere Uebergänge für ein gemeinsames Volksleben zu finden. Die jetzigen Regierenden in Zürich bestehen freilich zum größten Theile aus Advokaten, Ärzten, Fabrikanten, wohlhabenden Grundbesitzern u. s. w., die auch eine Art von Aristokratie bilden, aber doch mehr eine geistige Aristokratie, welche aufrichtig dem Volke gönnt und bewahrt, was dies besitzt; wenn sie auch eben nicht weiter gehen möchte, und den socialistischen oder communistischen Zeitideen ebenso abhold ist, wie ihre Vorgänger. Sie haben jedoch die äußeren Trennungsformen der Gesellschaft zerbrochen und sich in dieser Beziehung zum Volk gesellt, weil sie wissen, daß sie aus dem Volke hervorgegangen sind und diesem ihre Stellen danken. So sind sie denn unbekümmert über den Untergang der alten Ehrfurcht und Scheu, während sie andererseits sehr wohl erkennen mögen, daß immer noch genug Ansehen durch hergebrachte Verhältnisse, durch Bildung, Stand und Vermögen auch in der Republik übrig bleibt. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die republikanische äußere Gleichheit nach und nach auch auf die inneren Verhältnisse zurückwirken und dazu

beitragen wird, das Gleichheitsgefühl überhaupt zu stärken. Mir war es auffallend daß selbst die Gesandten der großen Mächte Europas, welche in Zürich wegen der Tagsagung versammelt waren, eine Gleichheitsfärbung annahmen; denn auch sie fand man nicht selten in dem Kaffeegarten, wo böhmische Musikanten aufspielten, mitten unter den züricher Radikalen. Diese armen Gesandten litten aber jedenfalls hier an so vieler schmerzlicher Langenweile und waren bei den gesellschaftlichen Verhältnissen in der Schweiz so trostlos auf sich selbst beschränkt, daß ein solcher Verzweiflungsschritt, sich in das Gewühl eines züricher Bierhauses zu stürzen, ihnen wohl verziehen werden kann.

An einem sonnenvollen, heiteren Sonntag ist Zürich in der That voller Leben und Bewegung. Schaaren gepugter Leute zerstreuen sich über Berge und Fluren, suchen den Wald auf den Höhen oder die reizenden Seeufer auf, fahren in wimpelgeschmückten Gondeln und Rähnen über den blauen Wasserpiegel oder füllen die mannigfachen, so lieblich gelegenen Bergnügungsorte. Dabei entfaltet sich der Wohlstand in dem Pug der Damen und Herren, in den Equipagen und Reitpferden der Reichen, wie das Wohlergehen überhaupt in dieser Masse wohlhabiger Menschen, welche ihr Vergnügen suchen und finden. Die Menge der Restaurationen

rationen, Kaffee-, Wein- und Bierhäuser in der Stadt selbst beweist, daß das Wirthshausleben in Zürich überhaupt eine bedeutende Rolle spielt, und dies ist wirklich auch noch weit mehr, als am Rhein und im westlichen Deutschland der Fall, während man in Norddeutschland wenig davon kennt. In Zürich kommt das politische Leben der Parteien dazu, um Zusammenkünfte der Bürger an öffentlichen Orten auszubilden, und ein Kaffeehausleben der Männer dem Leben im Hause gegenüber zu stellen. Jede Partei weiß, wo sie ihre Freunde und Anhänger zu suchen und zu finden hat. So ist in Zürich der Versammlungsplatz der liberalen oder radikalen Partei das Kaffeehaus im sogenannten rothen Thurm, dessen freundlicher und interessanter Besitzer, Herr Groß, der Befreier des Dr. Robert Steiger ist, den er nicht ohne große eigene Gefahr glücklich aus dem harten Gefängniß in Luzern erlöste und nach Zürich brachte. Der Versammlungsplatz der Conservativen ist das Caffé Safran, dessen ich früher erwähnte. Man kann die Stärke beider Parteien jedoch schon daran messen, daß das liberale Caffé stets überfüllt, das conservative aber nur sehr mäßig besucht ist.

Vielen Bürgern von Zürich ist es nun unerläßlich, in irgend ein Kaffeehaus zu wandern, wo sie ihre Freunde finden, um dort nach Tisch ihren Kaffee zu

trinken und Domino zu spielen. Hier treffen sie die Männer des Tages, Beamte aller Art und von den verschiedensten Titulaturen, Präsidenten, Rätthe, Obersten und Offiziere von jedwedem Rang. Sie treffen die Tagesblätter, die ganze Masse der schweizer Journale aus allen Kantonen, so auch die Allgemeine Augsburger Zeitung und noch vielleicht irgend ein deutsches oder französisches Blatt; endlich finden sie eine lebhaftere Unterhaltung über alle Tagesvorgänge, und wenn gerade Tagsatzung ist, auch wohl eine Anzahl Tagsatzungsge sandten, welche die neuesten Neuigkeiten zum Besten geben.

So sind die Kaffeehäuser die Börse der Oeffentlichkeit und ersetzen einigermaßen Volksversammlungen und allgemeine Berathungen, was in der Schweiz seltener vorkommt, als man glauben sollte und wohl dem Umstande beizumessen ist, daß der großen Städte nicht viele sind, das Landvolk aber nur in äußersten Fällen bis jetzt so angeregt wird, daß es Volksversammlungen besuchen möchte. Die Schützen- und Sängervereine, die ungemein zahlreichen Vereine und die Kaffeehäuser und Klubs in den Städten umfassen die Elemente der Bewegung, die demnach in den wohlhabenden Mittelständen zu suchen ist. Was von dort ausgeht, wird bei den Wahlen vom Volke weiter verarbeitet, dessen unmittelbare Bewegung in großen

Versammlungen also nicht so lebendig ist, wie in England oder Amerika, das aber dennoch seine Rechte wohl kennt und immer besser kennen lernt; denn ich müßte mich sehr irren, oder auch in Zürich wird nach und nach der Einfluß des eigentlichen Volks immer mehr wachsen und der Einfluß der Gesellschaften abnehmen. Dies ist wenigstens der natürliche Verlauf der Dinge und muß es sein; denn je mehr das Volk zur Aufklärung und zur weiteren Einsicht seiner Macht gelangt, wird es diese Macht für sich gebrauchen wollen, und dies kann nicht geschehen, ohne daß dadurch, um einen beliebigen Ausdruck zu gebrauchen, den die Aristokraten so oft im Munde führen und ihn schon jetzt in Zürich auf die dortigen Zustände anwenden, eine Böbelherrschaft entsteht.

Das Kaffeehausleben und Gesellschaftsleben in der Schweiz steht unserem norddeutschen Haus- und Familienleben diametral entgegen. Man versammelt sich wohl auch bei uns abendlich an öffentlichen Orten, trinkt Bier und Wein, kann gießert von dem und jenem, aber im Ganzen genommen haben wir doch keinen rechten Sinn dafür, denn wir haben überhaupt kein öffentliches Leben. Unsere Verhältnisse stehen auf anderen Standpunkten, als die schweizerischen; unser Leben im Staate, unser Staat selbst ruht auf anderen Grundlagen. Wir sind ebenso-

wenig die rein verstandespraktischen Leute, wie diese Schweizer, noch haben wir ihren Sinn für die kleinen und oft kleinlichen Interessen ihrer nächsten Heimath, für diese engen Gesichtskreise, welche sich in einander schachteln, diesen tief angestammten Trieb, das Hemd für näher als den Rock zu halten, und vor allen Dingen immer zuerst für sich selbst zu sorgen. Während wir daher uns sogenannten Ideen hingeben, während wir denken und grübeln, wo es mit der Menschheit hinaus soll, Systeme machen und Projecte heften und in China oft besser zu Haus sind, als in Deutschland, ist dem Schweizer Alles, was außerhalb der Schweiz liegt und nicht etwa ein Dorn für diese wird, eine fremde Welt, um welche er sich wenig oder gar nicht bekümmert. Den meisten ist selbst noch immer der Nachbaranton ein fremdes, störendes Wesen im eigenen Kanton aber gehört er der Gemeinde zu. vorderst an, in der er geboren ist, und in dieser Gemeinde ist er selbst wieder der Brennpunkt, um der sich seine Welt dreht. So construirt jeder von sich ausgehend die Schöpfung und setzt ihr möglichst eng Grenzen; ja, wäre es vielen Schweizern, und namentlich den Bewohnern der kleinen Kantone möglich, die Welt außerhalb ihrer Berge zu vernichten oder in ungeheuren Eiswällen von sich abzusperren, sie würden es sofort mit Freuden thun, denn sie haben fei

Verlangen darnach und würden ihr Hirtenleben befreit von dem ängstlichen Gedanken weiter führen, daß es je anders werden könnte. Das aber ist eben der jetzige Kampf in der Schweiz, diese egoistische Glückseligkeit wenigstens um so viel zu erweitern, daß die Schweiz als ein allgemeines Vaterland der Schweizer anerkannt werde und Jeder so viel von seiner Liebe zu sich, zur Gemeinde und zur Kantonalanhänglichkeit abthue und der allgemeinen Wohlfahrt und Freiheit opfere, daß ein freies und gleichmäßig wohlthuedes Staatsleben entstehe und nicht mehr ein Theil gegen den anderen in Unfrieden, Mord und Todschlag losbreche.

Aus diesen engen Grenzen des Gedankenlebens und dieser egoistischen Anschauungsweise kann man es sich wohl erklären, warum in der Schweiz alles Ideale einen sehr untergeordneten Platz eingenommen hat. Man hat nach dem Jahre 1830 wohl den höheren Bildungstrieb empfunden; manche strebende und tüchtige Männer fühlten es tief, daß es Zeit sei, Land und Volk auf eine höhere geistige Stufe zu heben, seinen Gesichtskreis dadurch zu erweitern und das mittelalterliche, stille Gemeindegelben zu einem wirklichen Volksleben zu machen; aber Land und Volk eignen sich schwer dazu. — In Bern und Zürich wurden Universitäten gestiftet, man wollte große Bildungsanstalten im Lande haben, um es der Jugend

leichter zu machen, sich mit Kenntnissen zu bereichern, damit nicht bloß die Kinder der Reichen, wie bisher, die bevorzugte Klasse bildeten, welche im Auslande den Studien nachgehen konnte; doch auch bei der Stiftung dieser Hochschulen zeigte sich ebensowohl der tiefe Mangel an befähigten Köpfen, wie die kleinliche Kantonaleifersucht. Wäre es möglich gewesen, eine gemeinsame Schweizeruniversität zu errichten, so hätte diese als wahrhaftes Nationalinstitut auftreten und die Nationalität mächtig vermitteln können. Aber Bern wollte nicht hinter Zürich zurückbleiben, Zürich nicht hinter Bern. Luzern und Freiburg mit ihren Lyceen waren höchst eifersüchtig auf jene, Basel suchte seine alte Universität, die seit 1459 besteht, neu aufzuputzen, und ein wahres Wunder ist es, daß nicht plötzlich einige zwanzig schweizerische Hochschulen entstanden, was gewiß nur an dem Kostenpunkt scheiterte. Aber Zürich so wenig, wie Bern, oder irgend ein anderer Kanton kann die großen Kosten einer Hochschule, welche alle Ansprüche als solche erfüllen soll, allein tragen, noch sind sie im Stande Lehrer wie Schüler genügend zu beschaffen. Immer wird das Werk bei aller Anstrengung klein und bruchstückartig bleiben, denn die Mittel sind unvollkommen und die Erfolge ungenügend. Zürich hat für seine Universität das meiste gethan und mit Eifer und Aufopferung

geleistet, was es irgend vermochte. Hier in Zürich waren auch in jeder Beziehung die besten Elemente dazu vorhanden: Bibliotheken, Naturaliensammlungen u. s. w., die man der neuen Universität zuwenden konnte; auch verfolgten Männer, wie Hefß, Hirzel, Weiß und die meisten Mitglieder der radikalen Regierung den Gedanken mit systematischer Consequenz, daß man dem Volke nur durch Verbesserung des gesammten Schulwesens helfen könne, dessen Spitze eine Universität sein müsse, und hierbei wurden sie selbst von dem gemäßigten und umsichtigen Theile der Conservativen unterstützt, von denen mehrere bedeutende Kapitale zum Bau des Kantonalgymnasiums, der Kantonschule, hergaben. Endlich traf es sich für alle Schulreformen der Schweiz sehr glücklich, daß damals so viele deutsche Flüchtlinge im Lande lebten, die zum Theil wissenschaftlichen Ruf schon in Deutschland errungen hatten, zum Theil aus fähigen, auf deutschen Universitäten gebildeten Köpfen bestanden, welche man mit Lehrämtern betrauen konnte. Notabilitäten, wie Schönlein, Oken, Voigt, die ihrer verfolgten Meinungen wegen den Ruf in die Schweiz annahmen, zogen Schüler herbei und verschafften der Hochschule Namen. Wenn man jedoch darauf gerechnet hatte, vom Auslande ganze Schaaren von Wißbegierigen herbeiströmen zu sehen, so hatte man sich gänzlich geirrt. Nicht allein, daß man in

Deutschland selbst einen Ueberfluß an Universitäten besitzt; die deutschen Regierungen verboten obenein den Besuch der schweizer Hochschulen und gaben Zürich erst frei, als die züricher Contrerevolution gelungen war, durch welche die liberale Regierung gestürzt wurde. Wir haben gesehen, wie die Berufung des Dr. Strauß die nächste Ursache dazu wurde, und nun streifte die Reaktion so viel sie konnte die kaum entstandenen Blüthen der Wissenschaft wieder ab. Die Universität Zürich erlitt zwei unerseßliche Verluste durch Schönleins Berufung nach Berlin und Professor Kellers, des geborenen Züricher's, Berufung nach Halle; überhaupt aber suchten von dieser Zeit an die Professoren von wissenschaftlicher Bedeutung sich aus der Schweiz davonzumachen und irgend einen Ruf an eine deutsche Universität zu erlangen, dem sie gern Folge leisteten. Ihr deutsches Wesen vertrug sich nicht mit dem schweizerischen. Die Eintönigkeit der Existenz, der Mangel eines Familienlebens, das Mißtrauen, welches sie umgab, die Theilnahmlosigkeit und selbst die offene Abneigung eines bedeutenden Theils der Schweizer gegen die Fremden, wie Alle genannt werden, die nicht geborene Schweizer sind, und es auch mit wenigen Ausnahmen bleiben, mögen sie Bürgerrecht kaufen oder nicht kaufen, das Alles zieht eine Scheidegrenze, welche nicht zu überwinden ist.

Dazu kommt, daß die meisten deutschen Gelehrten sich gar nicht darein finden können, von einem Erziehungsrathe beaufsichtigt zu werden. Ihr Stolz empört sich gegen eine Gesetzgebung, die eine genaue Controle über sie verhängt, ihnen die Lehrstunden vorschreibt und gelegentlich ihnen herbe Verweise verschafft, wenn der Regierungsrath mit ihnen unzufrieden ist. Von dem Minister eines Fürsten, oder noch lieber eines mächtigen Königs, würden sie sich vergleichen mit aller deutschen Gelehrten demuth gefallen lassen, von einem republikanischen Beamten aber, welcher nach wenigen Jahren vielleicht hinter den Pflug zurückkehrt, woher er kam, scheint es ihnen kränkend und beleidigend. Endlich sind auch die Gehalte der Professoren eben nicht sehr verlockend. Das Höchste, was erreicht werden kann, ist 3000 schweizer Franken, also 1000 Thaler preußisch; die meisten ordentlichen Professoren haben jedoch nur 1200 bis 2000, die außerordentlichen 800 bis 1000 Franken. Damit läßt sich in der Schweiz, wo Alles theurer als in Deutschland ist, nur kümmerlich leben; allein diese Gehalte sind den Gehalten aller Staatsbeamten völlig angemessen, denn kein Regierungsrath hat mehr als 2000 oder höchstens 3000 Franken; kein regierender Bürgermeister darf sich rühmen mehr zu empfangen, um so weniger kann man geneigt sein, einem Professor mehr

zu bewilligen. So hoch steht die Gelehrsamkeit in der Schweiz nicht in Ansehn, um die Wissenschaft über den Regierungsrath zu setzen, und das Volk selbst, das überdies schon mit Meid auf die Fremden steht und seinen eigenen Kindern gern die Stellen verschaffte, würde sich heftig dagegen erklären, wenn man die Gehalte der Lehrer noch mehr verbessern wollte.

Es ist wahr und ich muß es hier aussprechen, ich habe wenige Deutsche in der Schweiz gefunden, die nicht ein langes Klagelied über die Schweizer anstimmten und mir tausend Geschichten von diesem egoistischen, kalten, geizigen, sparsamen, mißtrauischen und rohen Volke erzählt hätten; allein eben so wahr ist es, daß auch ein guter Theil der Schuld an den Deutschen liegt, die den Fremdenhaß, den man in Zürich vornehmlich, aber auch an einigen anderen Orten in der Schweiz vorfindet, hervorgerufen haben. Unter den Deutschen, welche in der Schweiz Zuflucht suchten, befanden sich viele entfittlichte, rohe und schlechte Gesellen, die den Schweizern Verachtung einflößen mußten. Es befanden sich aber auch viele Leute darunter, welche es sich in den Kopf setzten, die Schweizer nach ihren Ideen umzuformen; denen nichts recht war, die Alles bekrittelten, verhöhnten, verlachten und sich mit unerträglicher Anmaßung in Dinge mischten, die sie gar nichts angingen. Die Schweizer sind in

der Regel hartnäckige, aber geduldige Leute, die Geduld ging ihnen jedoch mit Recht endlich über die ungeschliffenen Gäste aus, welche obenein gar keine Existenzmittel mitbrachten, meist aber ebensowenig Lust zum Arbeiten hatten und ein wüstes Leben führten, Schulden machten, Unruhen anzettelten, die Schweiz mit mächtigen Nachbarn verfeindeten und immer thaten, als ob sie Herr im Hause wären. So fand sich denn eine tiefe Mißstimmung ein, welche um so leichter entstehen mußte, weil die Schweizer wirklich so geringe Neigung für das Fremde haben, weil sie wirklich sparsam und mißtrauisch sind, und für die Freiheit Deutschlands oder für die Freiheit der Welt, für philanthropische Ideen oder für philosophische Lehren und poetische Begeisterung auch nicht einen Pulsschlag in ihrem Herzen haben.

Außer diesen Klassen von Flüchtlingen, welche allerdings zum Theil geeignet waren den oft in der Schweiz wiederholten Ausruf zu rechtfertigen, daß man sich wohl hüten werde, einer Bande fremder Vagabonden wegen mit den Großmächten Europas in Haber oder gar in Krieg zu gerathen, that aber auch Eigendünkel und Neid das ihrige. Dieser Eigendünkel der Schweizer ist oft von sehr lächerlicher Art und gehört mit seinen Selbsttäuschungen zu den schlimmsten Auswüch-

fen des modernen Schweizerthums. Jede dieser Städte oder Flecken glaubt, wie ich schon sagte, der Mittelpunkt der Welt zu sein. So ist es in Genf, wie in Zürich, Bern und Basel, ja selbst in den kleineren Orten, und am ärgsten vielleicht bei den Hirten in Schwyz und Unterwalden; sie haben alle einen mächtigen Stolz und Dünkel auf ihr freies Schweizerwesen, und sprechen von Tell und Winkelried und den alten Heldenzeiten, als wären diese eben frisch aus dem Ei gekrochen. Ich will nicht sagen, daß allein einer großen Nation, wie den Franzosen, Engländern und Amerikanern ein Stolz auf ihre Nationalität wohl anstehe, auch kleine Völker voll edler Freiheitsliebe, voll Begeisterung für ihr Wirken und Streben und voller Bewußtsein ihrer Tüchtigkeit und Thätigkeit in der großen Menschenfamilie können sich leicht ein wenig überheben; was die Schweizer betrifft, die bis jetzt in der Welt- und Menschengeschichte nichts geleistet haben und nichts leisten können, deren Thätigkeit sich auf ein stilles häusliches Walten und Schalten beschränken muß, deren wahre Freiheit kaum aufdämmert und deren geistige Durchbildung meist noch auf einer so tiefen Stufe steht: so ist es doppelt zu beklagen, daß man sich die Köpfe umnebelt mit so vielen hohlen Redensarten, und die hiderben Eidgenossen nicht ein wenig mehr Weltbürgerthum und ein klein

wenig weniger engherziges Schweizerwesen in sich tragen.

Es ist aber ganz natürlich, daß mit solchen Eigenschaften sie so wenig den Deutschen, wie die Deutschen ihnen gefallen können. Diese Deutschen, welche so gern, wohin sie auch kommen mögen, den Deutschen ausziehen und sich zu Franzosen, Russen, Engländern und Chinesen machen, sie wollen allein in der Schweiz nicht zu Schweizern werden, denn selten ist Einer, der sich so zu schicken und zu biegen wüßte. Sie können sich nicht in das schweizerische Wesen finden, das ihnen tief widersteht; sie fühlen sich vereinsamt und sehnen sich nach dem Vaterlande zurück. Es ist hier keine Herzlichkeit, kein Vertrauen, keine Freudigkeit, sagen sie. Jeder geht kalt an dem Andern vorüber, Jeder denkt und sorgt nur für sich allein; und eben weil die Schweizer sich zum Mittelpunkt ihres ganzen Strebens machen und außer der Schweiz nichts für sie Bedeutung hat, sind die abstoßenden Elemente so groß. Die harmlosen Menschen, welche aus Baden, Württemberg und den west- und süddeutschen Grenzstaaten zumeist in die Schweiz kommen, vermiffen hier gar vieles. Sie vermiffen das fröhliche Geschwätz, den Gesang, das freundliche Entgegenkommen, die natürliche Gutmüthigkeit oder Gemüthlichkeit, die dem Deutschen Alles gilt. „Hätten wir nur die Natur zu

Haus, welche die Kerle hier haben," sagte mir Einer voll Zorn, „alles Uebrige möchten sie für sich behalten. Die Natur, ja, die ist bewundernswürdig, es geht Einem ins Herz hinein, aber das Volk — es ist ein grobes, hartes, eigennütziges und selbstfüchtiges — bleibt mir vom Leibe mit den freien Schweizern!" So urtheilen mehr oder minder die meisten Deutschen, und die Franzosen machen es eben nicht besser, vielleicht noch schlimmer, denn sie verspotten mit unbarmherzigem Spott die schweizer Einrichtungen, welche sie nicht kennen und nicht verstehen. Die Franzosen sind das monarchisch gesinnteste Volk in Europa. Ihre Ruhmsucht, ihre Eitelkeit, ihre Prunkliebe macht sie dazu. Sie wollen groß und glänzend haben, was sie achten und fürchten sollen. Napoleons Ausspruch, daß selbst die Russen sich besser zur Republik eignen, ist daher kein falscher zu nennen. Dennoch haben die Schweizer weit mehr Zuneigung für Frankreich als für Deutschland. Und warum? Die Franzosen stehen ihren Empfindungen näher als wir, sie schicken ihre Söhne lieber nach Paris als nach München, oder Berlin. Ihre jungen Handwerker lernen und arbeiten in Frankreich, ihre Moden kommen von dort; alles was gut ist muß aus Paris hervorgehen; dabei aber tritt der sonderbare Umstand auch hier ein, daß die besten Arbeiter in allen Fächern

Deutsche sind, welche zahlreich in den großen Städten sich festgesetzt haben, während Franzosen sehr selten in der deutschen Schweiz gefunden werden. So kommt denn der Handwerksneid der schweizer Handwerker gegen die Deutschen dazu, welche den Einheimischen das Brot streitig machen, und besser und billiger arbeiten als diese, welche die pariser Preise mitbringen und die Theuerung vermehren.

Viele Schweizer geben nun an, daß der Grund größerer Zuneigung zu Frankreich in der Freiheitsliebe der Schweizer liege. Das streng-monarchische Deutschland erzeuge Widerwillen. Absolutismus sei allen Schweizern verhaßt. Das constitutionelle Frankreich sei ihnen dagegen politisch weit verwandter. Auf diese Erklärung ist jedoch nicht gar viel zu geben. Dienen doch die Schweizer den absoluten Königen und sie würden dem Sultan oder dem Kaiser von China dienen, wenn dieser eine schweizer Leibwache gebrauchte und vor allen Dingen gut bezahlte.

In der Hauptsache habe ich die Gründe angegeben, welche im schweizerischen Charakter und in den Umständen liegen, durch welche so viele Deutsche gezwungen wurden, in der Schweiz einen Zufluchtsort zu suchen, um Anstellungen im Staatsdienst, als Lehrer, zu finden und Niederlassungs- oder Bürgerrechte zu erwerben. Es kann nun gar nicht fehlen,

daß die Schweizer gerade auf diese Eindringlinge am eifersüchtigsten geworden sind und sich fragen, warum die Stellen nicht mit Schweizern besetzt werden? Daß die wenigsten Schweizer bis jetzt dazu befähigt sind, glaubt das Volk nicht. Aber dennoch ist es so. Die Schweizer haben Fleiß und Ausdauer; sie besitzen viele fähige Köpfe, besitzen Männer, welche Wissenschaften und Künste ehren und schätzen, im Allgemeinen aber ist das Volk weder für diese noch für jene besonders geeignet. Gute Aerzte und Juristen können sie sich am leichtesten erziehen; für Naturwissenschaften haben sie große Namen aufzuweisen, obwohl eigentlich nur die französischen Schweizer, die Genfer. In der Theologie, als Wissenschaft, haben sie dagegen nichts gethan, noch viel weniger aber für die Philosophie. Diese ist ein fremder Name in der Schweiz, ja es gehört eigentlich mit zu dem Neuschweizerthum; die Philosophie zu verachten und als eine durchaus brotlose Kunst auszurufen. In der Schweiz aber soll Alles Brot bringen, das ist der vorwaltende, hervorstechende Trieb des Volkes, der die Ideenarmuth und Trockenheit verkündet, eine nüchterne Verständigkeit, die ihre vortrefflichen praktischen Seiten hat, aber des höheren geistigen Lebens baar ist und von Allem nichts weiß, was aus diesem entspringt. Daher steht auch die Kunst auf einer untergeordneten

Stufe, vornehmlich in der deutschen Schweiz, denn die ausgezeichneten Landschaftsmaler Calame und David gehören wiederum dem französischen Theile an. Darum haben auch die Schweizer seit den Zeiten der Bodmer, Gessner und Salis so wenige lyrische Dichter von Bedeutung aufzuweisen; noch weniger haben sie für epische und dramatische Form gethan. Sie besaßen nie, weder einen bekannten Romandichter, noch einen Dramatiker.

Wo der Delbaum der Poesie aufblühen soll, muß er Boden und Nahrung finden, allein dieser ist hier bis jetzt nicht zu entdecken. Die Pflege der Kunst und Wissenschaften muß in Republiken vom Volk ausgehen, in der Monarchie thun es die Fürsten und die Großen. Wer aber kauft in der Schweiz Bilder und Bücher?! Es giebt sehr reiche Männer in diesem gewerbefleißigen, strebsamen Volke. Genf allein soll achtzig Millionaire besitzen, Basel die Hälfte dieser Zahl; auch in Zürich, in Aarau, in St. Gallen, in Bern und an andern Orten giebt es reiche Leute in großer Zahl; sogar in den kleinen Waldstädten sind die Familien der Häuptlinge und der Angesehenen meist wenigstens recht wohlhabend zu nennen; allein wie wenige können es dahin bringen, Geld für so unnütze Dinge wie Bilder und Bücher auszugeben. Man überläßt das den leselustigen Deutschen und schleppt

ihnen so viel Druckpapier und bemalte Leinwand wie möglich zu; denn drucken und malen läßt Geldgewinn erwarten; aber kaufen — o nein! dafür giebt ein Schweizer nie gern Geld aus. Was nicht auf Politif oder auf Nützlichkeitszwecke hinaus läuft wird überhaupt wenig gelesen, und die reichen Fabrikanten und Kaufleute Zürichs und was sonst zu den Vermögenden und Angesehenen hier und im ganzen Lande gehört, werden viel eher eine bedeutende Summe zu Parteizwecken oder für ein praktisch-nütliches Ding hergeben, oder auch auf ein Kartenblatt setzen, als ein paar Thaler der Literatur und der Kunst zuwenden. Ich glaube nicht, daß es ein Land in Europa giebt, wo weniger Bücher gekauft werden als in der Schweiz.

Wenn nun diese Stimmung schon in den größeren Städten der Schweiz vorherrschend ist, wenn das Spießbürgerthum dort eine so breite Basis hat, was kann man von Hirten und Bauern wohl erwarten?! Bedeutende Güter, wie bei uns, giebt es in der Schweiz wenige, oder gar keine. Der Boden gehört einer großen Zahl kleiner Besitzer und diese stehen mit geringen Ausnahmen auf keinem Bildungsstande, von dem man Theilnahme an Kunst und Wissenschaft erwarten könnte. Bei uns kaufen auch die wenigsten Leute Bücher; Gott weiß es! unsere Literatur hat sich über keine große Theilnahme der Nation zu freuen,

aber lesen wollen doch Alle, vom Prinzen herab bis zur Schneiderin und zum Droschkenkutscher, und Allen helfen die Leihbibliotheken. Hier in der Schweiz fühlen jedoch die wenigsten Menschen überhaupt das Bedürfniß zum Lesen, oder sie beschränken es auf einige Tagesblätter ihrer Parteifarbe. Leihbibliotheken giebt es sehr wenige und nur Zürich allein besitzt ein literarisches Museum, dessen trefflicher Einrichtung und Vollständigkeit ich später noch gedenken werde. In Summa: Es mangelt der Schweiz an großen Städten; es mangelt an einer für Kunst und Wissen gebildeten höhern Gesellschaft; es mangelt an einem Trieb im Volke, um Interesse an Dingen zu gewinnen, welche über die emsige praktische Thätigkeit hinausgehen. Alles sperrt sich in der Schweiz ab; am meisten das Familienleben, und das ist gewiß ein Hauptgrund, daß der gebildete Geschmack und der Weltbürger Sinn so wenige Fortschritte machen können.

In Deutschland, namentlich in Norddeutschland, ist es darin ganz anders. Bei uns kommen die Nachbarn traulich zusammen; die Familien vereinen sich zu Festen aller Art, das Familienleben ist ausgebildet, wie es nirgend anders der Fall ist, und Jedermann lebt in Freundeskreisen, die sich gastlich und leicht dem Fremden öffnen, der einer Familie empfohlen ist. In der Schweiz kennt man das nicht. Die Familie ist eine

feste Burg, in welche einzudringen dem Fremden fast unmöglich wird; denn nur sehr wenige Schweizerfamilien werden einen an sie empfohlenen Fremden einladen; keine wird ihm sagen: besuchen Sie uns so oft es ihre Zeit erlaubt, Sie sollen uns willkommen sein, nehmen Sie Theil an unserem Kreise. — Auf höchste kommt es zu einer ceremoniellen Einladung, zu einer Art Abfütterung, und auch dies ist äußerst selten der Fall. Gemeinlich kommt der Fremde nur in einem Gasthause mit dem Herrn, an den er empfohlen, zusammen; das Haus, die Damen, die Familie, lernt er nicht kennen, und man kann sich denken, wie diese Sitte den Deutschen in der Schweiz zuwider sein muß, und wie es das Gefühl der Entfremdung bei ihnen vermehrt. Darum auch bleiben die deutschen Familien so abgeschieden von dem schweizer Leben, darum haben sie fast gar keine Gemeinschaft mit jenem, und darum sind sie es allein, bei denen der deutsche Landsmann Gastfreundschaft findet und sich wohl fühlt. Die Schweizer sind dagegen von alten Zeiten an gewohnt, daß nur Familien Umgang pflegen, die in jeder Art zu einander passen. Die regimentfähigen Herren suchten mit Frauen und Kindern nur Umgang mit ihresgleichen; überall war ein strenges Ausschneiden aller Nichtberechtigten unabweisbares Gesetz, und wenn etwa ein Parvenu in diese Kreise durch Heirath zc.

gelangte, was das eifrigste Streben des Ehrgeizes aller Niedriggeborenen war, ward es die erste Forderung, daß er keinen Umgang habe mit denen, die sonst zu ihm gehörten. So sonderten sich auch die Bürger und bildeten durch Verwandtschaften und Freundschaften in langen Generationen die Gesellschaften aus, welche durch gemeinsame Vortheile, gemeinsames Streben, gemeinsames Vermögen und gegenseitige Hülfe und Schutz einen Kitt schufen, dem die schweizer Verhältnisse ihren historischen Kost verdanken. Ein Theil dieser alten Schutz- und Trutzwaffe gegen die ähnden Säfte einer neuen Zeit ist zerstört worden, allein es ist noch immer genug davon zurückgeblieben, und wenn auch die regimentsfähigen Familien, die Junker und Patrizier von ihren Herrschersthühlen steigen mußten, wenn auch die Vorrechte der Stadtbürger gesetzlich zerbrochen wurden, wenn die alten Gesellschaften auch zum Theil sich auflösten: die alten Absonderungen bestehen doch noch immer. Die Kreise sind fest geschlossen, die Häuser öffnen sich nicht, und jetzt macht der Parteiensstreit manches noch schroffer und düstrier und bringt haßerfüllt tiefer in den Schooß der Familien, als damals, wo vor den gestrengen Herren von Bern, Zürich oder Solothurn sich demüthig jedes Haupt beugte.

In Wahrheit halten die meisten Familien der alten

Zeit noch immer zusammen wie ehemals, und die, welche der neuen Zeit angehören, machen es eben auch nicht viel besser, denn abgeschlossen unter sich leben sie nicht minder. Gewöhnlich heirathen die Nachkommenschaften solcher Kreise auch immer wieder unter sich, und noch immer bestehen die Familienkränzchen, zu denen kein weiterer Theilnehmer zugelassen wird, als wer dazu erberechtigt gehört. Nach den Jahrgängen kommen sie zu Festen und Lustbarkeiten zusammen und dies soll so weit gehen, daß die Töchter oder Söhne einer Familie ganz verschiedene Kreise von Freunden und Freundinnen haben, mit denen die übrigen selten oder nie zusammenkommen. So wird die Absonderungssucht von frühesten Jugend an tief eingimpft und trägt danach auch ihre Früchte. Die Freundschaft der Jahrgänge setzt sich unter den Erwachsenden fort. Liebchaften und Heirathen werden in diesen Kreisen angesponnen und gemeiniglich früh schon geschlossen. Die Kinder aus solchen Ehen werden aber, wie sich versteht, stets wieder zu Jahrgängen zusammengethan und so bildet sich ein Familienleben aus, das mit seiner Eliquensstypschafft alle geistige Freiheit und Unbefangenheit zerbrechen, dagegen aber den schmähslichsten Hochmuth und die traurigste Verblendung großziehen muß.

Es läßt sich wohl annehmen, daß von wahrhafter

Erziehung und Bildung des Geistes und Herzens bei solchem Familienleben gemeiniglich nicht viel die Rede sein kann. Viele Familien geben ihre Kinder auch einige Jahre lang in Pensionen, wo sie in herkömmlicher Weise abgerichtet werden, ein wenig Musik und Französisch lernen, und dann in die Gesellschaftskreise zurückkehren, um es weiter zu treiben wo sie es gelassen haben. Ich habe es oft beklagt, daß es dem Fremden so schwer gemacht wird das häusliche Leben und die Damen kennen zu lernen, man hat mich jedoch eben so oft damit getröstet, daß ich wenig dabei verlöre, und mich aufmerksam gemacht, wie unmöglich es sei, von diesen Kreisen viel zu erwarten. Die Männer leben meist ein Kaffeehausleben, beschäftigen sich mit Rauchen, Trinken, Spielen und Politik; gesellige Salonkreise wie bei uns, wo Herren und Damen vereint im bunten Wechsel über Theater und Kunst, neue Bücher, Dichter, Tageserscheinungen und Vorfälle jeder Art, sogar über Philosophie, über Streit in Kirche und Staat, über Atheismus und Communismus feste und mehr oder minder oberflächliche und verwirrte Urtheile abgeben, solche Kreise kennt man hier nicht. Das Leben ist schwer, der Gesichtskreis beengt, wo soll der Geist herkommen, der sich auch nur in geistreiches Geschwätz ergießen könnte? Und dazu kommt die Sprache, welche im deutschen

Theil der Schweiz zwar allerdings deutsch ist; aber doch meist nur mit einiger Uebung und Aufmerksamkeit von Deutschen verstanden werden kann.

Meines Erachtens wird gerade im Kanton Zürich das allerschlechteste Deutsch gesprochen, obwohl ihm andere Gegenden dies vielleicht streitig machen mögen, überhaupt aber ist das schweizerische Deutsch mit seinen singenden Betonungen, seinen rauhen hart hervorgestoßenen Kehllauten und den vielen Diminutiven, Zusammenziehungen und Auslassungen der Endsilben keinesweges wohlthuend für ein deutsches Ohr. Für den Sprachforscher hat die Schweiz jedenfalls großes Interesse, denn ganz eigenthümlich sind die zahllosen Veränderungen in der Sprachbildung und die Abweichungen der Dialekte, welche oft im Raume weniger Stunden vorkommen und zuweilen von Gemeinde zu Gemeinde wechseln. Die Schulsprache, Kanzel- und Gerichtssprache ist das Hochdeutsche, das demnach von dem gebildeten Theil überall geredet wird, allein der größere Theil der Damen soll, auch in Zürich, nicht hochdeutsch sprechen und dies gerade der Grund sein, weshalb sie sich schüchtern zurückziehen und so gern die Gesellschaft eines Fremden fliehen. Wollte man hieraus überhaupt auf die Bildung des weiblichen Geschlechts schließen, so dürfte das Urtheil nicht günstig ausfallen, und was ich darüber von manchen Seiten

gehört habe, ist auch in der That nicht sehr rühmlich. Offenbar ist der Unterricht, wie die allgemeine Bildung mangelhaft. Die häusliche Absperrung trägt auch nicht dazu bei geistige Anlagen weiter zu entwickeln, allein dem größten Theil der Schweizer ist auch wohl wenig mit sogenannten geistreichen Frauen gedient. Man ist hier viel zu materiell praktisch, um nicht andere Vorzüge als Bedingungen einer glücklichen Ehe ins Auge zu fassen; und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht die Liebe wie die Bildung einen sehr geringen Antheil bei der Schließung der meisten Ehen in der Schweiz hätte. Man findet sich nach Geld und Lebensverhältnissen zusammen, und diese bestimmen sich hier noch weit gewisser als in andern Ländern; überdies ist es in der Schweiz eine allgemeine Sitte, daß mannbare Töchter, denen sich keine passende Partie zeigt, in eines oder das andere der vielen Schweizerbäder geführt werden, um so die bisherige Unbekanntschaft mit dem andern Geschlecht zu vermitteln und vielleicht als Braut zurückzukehren. Da nun die Frauen der Schweizer nicht in Gesellschaftsalons glänzen können und sollen, so haben sie allein ihre Rolle im stillen Kreise ihrer Freundinnen zu führen, ihr Haus und ihre Kinder zu behüten, und ihre Zeit mit wirthschaftlichen Dingen möglichst gut auszufüllen. Gute Hausfrauen sind sie aber gewiß.

wenigstens glaube ich, daß sie im ökonomischen Triebe ihren Männern nicht nachstehen. Bei den Gewerben der Bürger und Handwerker findet man häufig die Frauen beschäftigt und auch in höheren Kreisen spielt das Hauswesen seine hervorragende Rolle und muß diese spielen, da sonst wenig übrig bleibt, als Pug und Langeweile, die daneben sich allerdings breit genug geltend machen wird.

Da nun auch zwischen den Frauen der Schweiz und den deutschen Familien sich keine Anziehungs- und Verknüpfungspunkte bieten, so ist die Trennung um so vollständiger. Sehr selten kommt eine Heirath zwischen Fremden und Einheimischen zu Stande, man lernt sich gegenseitig zu wenig kennen; in manchen Kantonen sind aber auch gesetzliche Schwierigkeiten, durch Entfagung der Bürgerrechte für die Kinder solcher Ehen, oder Erwerbung von Rechten welche theuer bezahlt werden müssen, nebst manchen lästigen Formalitäten zu überwinden, so daß Mädchen und junge Männer, die von einem Kanton in den anderen, oder selbst aus einer Gemeinde in die andere heirathen, viele Geldkosten und Umstände haben; die abschreckend wirken müssen. Endlich thut es auch die gegenseitige Abneigung. Eine Schweizerin wird sich nicht leicht zu den Fremden stellen, und diese glauben nicht hier

eine passende Lebensgefährtin zu finden, wenn sie höhere Ansprüche machen.

Das weibliche Geschlecht ist übrigens in dem größten Theile der Schweiz schöner als das männliche. Berühmt sind die berner Oberländerinnen, aber auch in Zürich findet man viele schöne Körperformen, und in der Stadt selbst oft sehr anziehende Gesichtsbildungen. Es ist der deutsche Typus darin. Starke volle Züge, und wo nicht in der arbeitenden Klasse des Tages Last und Hitze darauf eingewirkt hat, die Haut rein und frisch, was durch helle Augen und braunes Haar noch mehr gehoben wird. Ein schlankes feines Geschlecht ist es meist nicht, die Gestalten sind von mittlerer Größe und vollem Wuchs, aber wohl gegliedert und lebendig. Ein allgemeines Uebel sind Zahnleiden, die vom Wasser herrühren sollen und namentlich in Zürich sehr verbreitet sind. Selten sieht man hier schöne Zähne und behauptet, daß selbst Fremde, die einige Zeit in Zürich leben, bald ihre guten Zähne krank werden sehen. In den Gebirgen wird die Schönheit der Frauen nicht selten durch ungestaltete Kröpfe heimgesucht, was wahrscheinlich von dem Tragen schwerer Lasten auf dem Kopf beim Bergsteigen herrührt. Bei Männern findet sich der Kropf seltener, überhaupt aber wird er in neuerer Zeit weit weniger bemerkt, seit man das Iod als

treffliches Hülf- und Heilmittel kennen gelernt hat; auch ist die Zeit verschwunden, wo der Kropf oft als eine nationale Eigenthümlichkeit in Ehren gehalten wurde, wie dies in Wallis der Fall war. In den großen Städten erblickt man ihn jetzt noch sehr selten; in seiner ganzen Furchterlichkeit, wo er als Beutel von Kopfdicke bis zur Brust niederreicht, kommt er nur noch bei Bettlern und Kretins vor, die an den Landstraßen den widerlichen Anblick zur Schau stellen, um das Mitleid rege zu machen. Anlage zum Kropf haben jedoch sehr viele Schweizerinnen, und namentlich bei älteren Damen in den Gebirgsorten sieht man die fatalen Halsknoten sehr bedeutend hervortreten.

Das Leben in der Schweiz, nach den Freuden und Genüssen der Tafel bezeichnet, ist in den Familien ein sehr einfaches. Man ist fern von allem Luxus, denn der allgemeine Trieb richtet sich auf Sparsamkeit und selbst der reiche Mann begnügt sich mit sehr wenigen, bürgerlichen Gerichten. Von Schwelgerei und Prasserei weiß man nichts. Die Genußsucht, welche bei uns in allen Klassen seit dem letzten Vierteljahrhundert eine beklagenswerthe Höhe erreicht hat, ist der Schweiz fern geblieben. Dies genügsame, ernsthafte Volk ist viel zu praktisch verständig, um sich leichtsinnigen Gelüsten hinzugeben; es überläßt diese den Fremden

an den theuren Gastwirthstischen und nimmt für sich vorlieb mit sehr bescheidenen Mahlzeiten. Von den Fremden wird dies meist anders verstanden. „Die Schweizer leben entsetzlich schlecht, sagte man mir allgemein, ihre Küche ist die erbärmlichste von der Welt, und selbst der wohlhabenste Theil behilft sich in dieser Weise.“ Man sollte denken, daß reiche Leute, die wenig oder nichts für Kunst und Kunstgenüsse, für literarische und sonstige geistige Liebhabereien ausgeben, sich an den Freuden der Tafel schadlos halten. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Auch der Reiche trinkt den schlechten züricher Wein und wenn er Abends ein Gasthaus besucht, begnügt er sich mit billigem Getränk und wohlfeiler Speise oder mit einem Stück Käse und einem Seidel Bier. Er geht in seinen Klub, findet dort seine Freunde, die es eben so machen, und doch wird dort noch das meiste verthan, Veltliner oder Markgräfler Wein getrunken. Ein Gulden aber ist gewiß die höchste Summe seiner Ausgaben, und dazu kommt es wohl nicht oft.

In den unteren Ständen lebt man natürlich noch einfacher und genauer, nur der Wirthshausbesuch der Männer macht auch hier Ausgaben. Der Landmann lebt durchaus schlecht. Es ist nicht so wie bei uns, wo der Bauer seine Hühner, Enten und Gänse hat, deren Eier er zum Theil für sich behält und deren

Fleisch er an Festtagen genießt. Auch ist es nicht wie bei uns, wo selbst der arme Kossäte sich ein Schwein auffüttert und es im Herbst einschlächtet, der wohlhabendere Theil aber von seinen Kühen Milch und Butter gewinnt, die er für seine Wirthschaft meist verbraucht. In der Schweiz ist der Boden sehr getheilt. Der Viehstand ist weit geringer, als man glaubt, Hühner giebt es nicht viele, eben so wenig anderes Geflügel. Schweine oder Schafe können die meisten auch nicht halten, und so ist der Aussage von unterrichteten Männern wohl Glauben zu schenken, daß der größte Theil der Bauern im Kanton Zürich und gewiß auch in den meisten anderen Kantonen, Jahr aus Jahr ein kein Fleisch auf seinen Tischen sieht. Die Leute sind jedoch keinesweges so arm, daß sie nicht Fleisch kaufen könnten; die Bauern am See namentlich, welche Wein bauen, sind häufig wohlhabend; allein Vieh ziehen sie selbst nicht, kaufen wollen sie nicht, und das Bedürfniß nach Fleischspeisen empfinden sie nicht so sehr, um ihren Trieb nach Sparsamkeit dadurch zu überwinden. So leben sie denn von Ertoffeln, Gemüsen, Brot, Suppen und Kaffee, der überhaupt als Nahrungsmittel der unteren Volksklassen in der Schweiz eine große Rolle spielt. Die armen Fabrikarbeiter und die armen Bergbewohner, die armen Leute aus dem Volk überhaupt, nähren

sich hauptsächlich von Ertoffeln und Kaffee; so daß ein geachtetes Schweizerblatt vor einiger Zeit, als mit zunehmendem Wohlstand in der Schweiz sich die conservativen Organe breit machten, den Wehruf erschallen ließ: „Wovon lebt der größte Theil des Volks, dessen Glück ihr so ruhmredig preist? Ja, es ist wahr, sie haben Morgens ihren Kaffee und Kartoffelrösti dazu; Mittags Kartoffelrösti und Kaffee, und Abends einen Kartoffelrösti-Kaffee. Das ist die Nationalspeise geworden; damit erhalten sich die 120,000 Fabrikarbeiter und ihre Familien, damit die armen Bergbewohner und die Bewohner der armseligen Quartiere in den größeren Schweizerstädten zu allen Tageszeiten; und dieser chronische Kartoffelrösti-Kaffee, der eine skrophulöse Bevölkerung groß zieht zur Verzweiflung der Armenärzte, die nicht mehr zu rathen und zu helfen wissen, das ist die Glückseligkeit, zu der das Volk gelangt ist.“

So ist denn in der Monarchie, wie in der Republik dieselbe Klage, daß Gleichheit der politischen Rechte dem eigentlichen Volk so lange nichts hilft, bis dadurch eine andere gesellschaftliche Ordnung hervorgerufen wird, eine gleichmäßigere Theilnahme an den Gütern und Genüssen dieser Erde, eine Ausgleichung des Besitzes und der Ansprüche. Allein wie schwer und wie unmöglich ist eine solche, wenn sie nicht den

Umsturz alles Bestehenden, einen fürchterlichen Krieg der Armen gegen die Wohlhabenden mit sich führen soll, der zu nichts als zu neuer Tyrannei, neuem Unrecht und neuer Unterdrückung führen müßte! So viel ist gewiß, daß der neue schweizer Liberalismus bis jetzt wenig für die Hebung der materiellen Wohlfahrt der armen Volksmasse gethan hat, die selbst in den Kantonen, wo für geistige Erweckung der Volkskräfte durch Schulen und Unterricht zumeist gesorgt wurde, zurückgeblieben ist. Armenanstalten und Gemeinde-Armenverwaltung, wäre sie auch noch so gut, können dabei nur oberflächliche Dienste leisten. In der Schweiz aber sind die Vermögenszustände ungemein ungleich. Eine Anzahl sehr reicher Fabrikanten, Bankiers, Kaufleute und Grundbesitzer stehen neben der Masse des armen Volks, das zum Theil selbst das Stück Brot als einen Leckerbissen betrachtet. Dieser wohlhabende, herrschende Theil wird so leicht nicht geneigt sein, die gesellschaftliche Ordnung zu ändern, das demüthige, arbeitssame und stillgläubige Volk hat aber glücklicher Weise so viel Ehrfurcht vor dem Besitze, dem Gelde und dem alten Herkommen, daß es geduldig und zufrieden mit seinem Schicksale sich verfährt.

Helgoland.

Wie alle Seebäder, so war auch Helgoland in diesem Jahre überfüllt mit Badegästen, die ihm aus ganz Norddeutschland zuströmten. — Die wunderliche Klippe von hartem rothen Thon und Kalk, acht Meilen vor der Elbe, ist vielen Seefahrern schon zum Verderben geworden, denn Schiffbrüche sind bei Stürmen hier keine Seltenheit. Auch Helgoland hat seine Schicksale gehabt, und mancherlei Sagen, die sich in grauer Vorzeit verlieren, haften an diesen verwitterten Trümmern eines ehemals weit größeren Landes, das nun unter den Wogen der Nordsee längst begraben liegt. — Die Geschichte Helgolands hängt mit der Geschichte der Friesen zusammen, von der wir fast nichts wissen. Farrö oder die Fährinsel war ihr alter Name, denn sie soll dem damaligen Festlande so

nahe gelegen haben, daß eine Fähre die Verbindung erhielt. Eine heidnische Göttin, welche besonders von Seeräubern verehrt wurde, hatte ihren Tempel hier, darum soll sie die Insel Heiligland geheissen sein, und Adam von Bremen berichtet zuerst, im 11ten Jahrhundert, von ihr, daß Bischof Gilbert das Christenthum eingeführt, und eine Kirche gebaut habe. — In der Mitte der Insel, sagt er, liege ein Berg, sie sei fruchtbar an Korn, Geflügel und Vieh, aber ringsumher lägen böse Felstriffe, nur an einer Stelle könne man landen, dort sei allein auch frisches Wasser.

Jetzt ist von allem Land nur eben der Berg übrig geblieben, das Uebrige haben Sturmfluthen weggerissen und senkrecht steile, gebröckelte Mauern gebildet, die man nur mit Hülfe einer Treppe von 186 Stufen ersteigen kann. So bildet die Insel ein Ober- und ein Unterland im Südosten. Bäume wachsen nirgend hier, wie schon Adam von Bremen sagt, aber das Oberland, neunzig bis hundertfünfzig Fuß über dem Meeresspiegel, hat einen Umfang von 4200 Schritten und ziemlich fruchtbaren Boden, auf welchem Kartoffeln, Hafer und Gerste, nebst Küchengewächsen gut gedeihen. Noch zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts hielt man 30 bis 40 Rüge hier, jetzt habe ich nur eine einzige gesehen, doch mehre hundert große, grobwollige Friesenschafe weiden das harte, von der

Salzfluth durchzogene Gras ab und können die langen Sturm- und Regennächte, an ihren Pflocken festgebunden, überdauern, ohne zu erkranken. — Hier oben auf der Klippe wohnt auch der größte Theil der Einwohner, Friesen von Geschlecht, fast lauter Fischer und Lootsen, meist in engen, kleinen Häuschen, die in eben so enge Gassen zusammengedrängt, Schutz zu suchen scheinen, das Eine bei den Andern. Bis vor einiger Zeit hatten die Gassen keine Namen, was war das auch nöthig? Jeder kannte Jeden und wußte wo er ihn zu finden hatte, jetzt hat man jedoch diesen schmalen Spalten höchst prachtvolle Benennungen beigelegt und man findet nun eine Nelsonstraße, eine Blücherstraße, eine Königsstraße, Victoriastraße u. s. w. was sehr spaßhaft ist. Noch in diesem Augenblick aber kann man zehn und zwanzig Menschen fragen, wo eine oder die andere dieser glänzenden Straßen liegen, und wenn sie dicht dabei stehen, sie wissen es nicht. So winzig und ärmlich aber oft die Lootsen- und Fischerhäuser sind, so reinlich und sauber sieht es darinnen aus. Die Friesen, wie die Holländer, ihre Stammgenossen, haben einen eigenthümlichen Trieb zur Reinlichkeit, und hier auf diesem Eilande vor der Elbe hat sich, trotz des Bades und der Abnahme alter Einfalt und Sittenstille, doch manches noch von den häuslichen Tugenden der Väter erhalten. Die Thüren

sind unverschlossen und wenn man aus der kleinen Vorhalle in den Wohnraum tritt, umfängt uns das Gefühl einer sorgsamten Häuslichkeit. Alles, wie arm und klein es auch ist, hat seinen Platz von ordnender Hand empfangen; Alles ist rein und weiß, die Stühle und Tische sauber und glatt, die Dielen blank und sandbestreut, das Bett in der Wand mit Vorhängen versehen, ein paar Blumentöpfe am Fenster, eine alte Gehäuseuhr in der Ecke und an der Wand einige Bilder, Schiffe und Soldaten darstellend unter Glas und Rahmen.

Die Helgoländer Männer sind meist nicht eben schön, denn von Jugend auf müssen sie in's wilde Meer hinaus, Brod zu erwerben. Rauhe Luft und harte Arbeit verderben dort die Gesichter; aber größtentheils sind es kräftige Gestalten von dauerhafter Gesundheit, die ein hohes Alter erreichen. Schöner ist das weibliche Geschlecht, unter dem es viele Mädchen giebt, die Aufsehen erregen können, obwohl sie auch schwer arbeiten, Lasten tragen und auf ihren Köpfen und Schultern Alles die Treppe heraufschleppen müssen, was oben gebraucht wird. Am Rande der Klippe hin, über dem Unterland und zu beiden Seiten der Treppenmündung hinter der Brustwehr, liegt die Hauptstraße, der Falm. Hier stehen die meisten Gasthäuser, Aufenthaltsorte für die Badegäste, weil

hier die Aussicht auf Meer, Borland und Dünen frei, die Luft rein und erquickend ist. Wer die Treppe nicht steigen will, sich zu krank, schwach oder bequem fühlt, muß unten wohnen, wo es auch gute Gasthöfe giebt, und wo das Conversationhaus steht, der Versammlungspunkt für die Badenden, wo aber dagegen nicht einmal ein Spaziergang zwischen Kartoffelfeldern und blökenden Schafen gemacht werden kann, und der von den Wellen ausgeworfene Seetang oft einen unerträglich fauligen Geruch verbreitet.

Das Bad ist nicht auf der Insel, sondern auf einer Sanddüne von ungefähr 1500 Schritt Umfang, die $\frac{1}{4}$ deutsche Meile von der rothen Klippe entfernt liegt. Zwischen beiden ist ein Meeresarm eingedrungen, jetzt an 20 Fuß tief, durch welchen die Fluth oft mit großer Gewalt stürzt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Stürme und Sturmfluthen einmal die Düne gänzlich fortwaschen werden, und wer weiß, wie bald dies geschehen kann! Mit jedem Jahre fast rückt sie weiter von der Klippe ab, verkleinert sich und zeigt die näher kommende Stunde der Vernichtung an, welche für Helgoland eine sehr kummervolle sein muß, denn von Erhaltung der Düne hängt die Erhaltung des Bades, und von diesem fast ganz und gar die Erhaltung der 3400 Menschen ab, welche die Klippe bewohnen. — Einst war es nicht so, einst

hat Fruchtbarkeit und naturgemäßer Wohlstand hier geherrscht; der Sage nach haben siebenzehn Kirchen auf Helgoland gestanden, was jedoch in Wahrheit sehr zu bezweifeln ist. Daß die Insel jedoch bedeutend größer war, ist völlig erwiesen. Auf der Westseite tritt bei niederem Wasser der Steingrund auf eine Strecke von 5 bis 600 Schritten hervor. Alljährlich fast stürzen Stücke zerbröckelt von den steilen Wänden nieder, vor einigen Jahren sank die ganze Südspitze zusammen, sechs Ruthen breit; eine Steinpyramide, der kleine Mönch genannt, folgte ihr bald nach, und wenn man an den Rändern hingehet, oder die Insel umschiffet, entdeckt man tiefe Spalten, losgetrennte Stücke, breite Rigen in denen das Meer sich drängt und sie auswäscht, während der Regen von oben hinein sickert und sie langsam, aber sicher, zernagt. An der Westseite besonders, die zumeist Orkanen und wilden Regenstürmen ausgesetzt ist, sieht man am deutlichsten die Kräfte der Zerstörung walten. Es ist ein romantischer Anblick in diese Grotten und Höhlen zu schauen, welche mancherlei Namen tragen. Mörmersgat vor Allen erscheint abenteuerlich, vorspringend, tief ausgehöhlt und zerschlagen; — ebenso die Nordspitze, ein mächtiges Thon- und Steinstück, ganz abgetrennt von der Insel, auf vier ungeheuren Füßen ruhend, zwischen denen die Brandung hinläuft. Diese

seltfame Spitze wird der Hengst genannt und neben ihm liegt der Trichter, ein ausgewaschener spitzer Kessel, in dessen steilen Wänden das Meer emporwirbelt und zerstäubt. Es ist gefährlich sich dicht an diese gebröckelten Ränder zu wagen und ohne Zweifel wird, nach und nach, der alte Maulwurf hier immer weiter wühlen, bis die Auflösung einst vollendet ist; allein so bald, wie man dies von manchen Seiten behauptet, wird es schwerlich, wenigstens nicht ohne ein besonderes Naturereigniß, geschehen. Denn der Thon ist hart und mit Kalksteinlagern durchzogen, welche lange Jahre und Jahrhunderte bedürfen, ehe sie erweicht und zermürbt werden. Daß die Auflösung und Abspülung fortgesetzt ihren Gang geht, sehen wir freilich aus dem Angeführten; auch ist das Wasser um die Insel bei einiger Wind- und Wellenbewegung weithin dunkelroth gefärbt und ganz gefüllt mit Thontheilchen; allein die Klippe wird nach menschlicher Voraussicht noch lange, lange stehen, wenn von der Düne keine Spur mehr vorhanden ist, und dies Mißgeschick ist fast eben so schlimm, als eine gänzliche Zerstörung. Wann Helgoland sein Vorland und den größten Theil seines Grundes und Bodens verloren hat, weiß man nicht; diese Zeit ist meist vorgeschichtlich. Die großen Sturmfluthen in den Jahren 800, 1102, 1216, 1300 und 1649 sollen ihr besonders verderblich gewesen

sein; aber noch in Casper Dankwaths Chronik, die im Jahre 1652 erschien, ist die Düne mit dem Hochlande verbunden. Diese Düne, welche jetzt $\frac{1}{4}$ Meile davon liegt, wahr bewohnt und hatte an ihrer Nordspitze einen hohen weißen Kalkfelsen. — Jetzt liegt, wo dieser stand und festes Hochland war, ein Doppelfriff nördlich mehrere Seemeilen weit ausgestreckt, dessen Klippen zur Ebbezeit aus dem Wasser treten und Seehunden zum Aufenthalt dienen. Ungeheure Steintrümmer füllen die Tiefe und ihre losgerissenen Gesechiebe werden bei Ost- und Nordstürmen haufenweis auf die Düne geworfen. Erst im Jahre 1713 wurde die Düne ganz von dem Hochlande der Insel getrennt, die Verbindung vom Meere durchgerissen; noch lange ging man aber trocknen Fußes zur Ebbezeit hinüber, bis nach und nach der Fluthstrom, nordwestlich um die Insel stürzend, sich ein tieferes Bett in den Sand grub und nun mit jedem neuen Sturm die Düne sich verkleinerte und zurückwich. Hierdurch wurde auch die frühere Sicherheit der Helgolander Häfen an der Nord- und Südseite aufgehoben, wo Schiffe vor West- und Nordwestwinden geschützt liegen konnten. Der Hafen im Süden hat jetzt, nach dem Durchreißen der Düne, wenig mehr zu sagen. Zwischen Düne und Klippe können nur Schiffe mittler Größe bei West und Südwest sicher anfern; springt aber der Wind

nordwestlich, so gerathen sie in schwere Gefahr. — Dies ist für die Helgolander selbst ein schweres Uebel, denn nirgend bietet sich ihren Fahrzeugen nun ein stets sicherer Zufluchtsort. Größere können sie gar nicht besitzen, sie haben keine Ever, wie die Elbawohner, sondern nur offene Schaluppen, was ihnen manche Zweige der Fischerei zu treiben unmöglich macht, und wenn zur Winterzeit das Eis aus der Elbe kommt und auf Helgoland losdrängt, muß jedes Fahrzeug auf's Land gezogen werden oder in's Meer hinaussteuern; dann giebt es um die Klippe nirgend einen Ankerplatz.

Ich sagte schon, daß die Einwohner Friesen sind, Glieder jenes großen deutschen Völkerstammes, der fast ohne Geschichte, ohne Schriftsprache und Ausbildung geblieben, und beinahe erloschen ist, weil er zerstreut an der langen Meeresküste und auf Inseln wohnte, wo er nach und nach vom Adel und Herrn überwältigt wurde. Andererseits sind die Friesen umgekommen durch das empörte Meer, das ihr Land und Volk in zahllosen Stürmen verschlang. Diesen freien und edlen Friesen, welche keinen Herrn über sich, keinen Knecht unter sich duldeten, und in ächt germanischer Art nur von der Volksgemeinde Recht und Gesetz nahmen, gehörte von jeher auch Helgoland. Auf der einsamen Insel gab es nie Fürsten und Vornehme. Von jeher

ward Fischfang und Seefahrt getrieben; Hamburg, Bremen und Stade hatten Backhäuser hier, der Hering kam in großen Schaaren, Hummer, die auch noch jetzt reichlich den Meergrund an der Insel durchkriechen, wurden mit Schellfisch und anderem Gethier auf den Markt gebracht. — Im Jahre 1500 gab dies Grund zu einem Kriege zwischen den Städten und den Herzogen von Holstein-Schleswig. Herzog Friedrich erklärte die Insel als sein Eigenthum, das ihm, wie ganz Nordfriesland, zu dem sie gehöre, zugefallen sei; er legte ein Zollhaus an nach Fürstensitte, und nahm den Heringsfang für sich als Regal in Anspruch. — Die Städte behaupteten dagegen, Helgoland sei von den ältesten Zeiten ab frei. Sie verbrannten das Zollhaus und die Heringsbüsen des Herzogs, nachdem dieser ihre Backhäuser in Brand gelegt hatte. In diesen Streit mischten sich dann auch die Dithmarscher, welche für die Städte die Waffen ergriffen, dadurch aber den Zorn des Königs Johann von Dänemark und seines Bruders, des Herzogs Friedrich, welche längst diesen trotzigen Bauern Rache und Untergang gelobt, in solchem Grade erregten, daß sie mit gewaltigem Heere über sie losbrachen. — Noch einmal aber, 1500, wurde der Adelsstolz schmäzlich gedemüthigt, allein Helgoland sollte dennoch der Stein zu Dithmarschens Untergang sein.

Im Jahre 1545 entwich ein angesehenener Dithmarscher, Wiebe Peters aus Meldorf, der sich in seinem Rechte gekränkt glaubte, aus dem Lande und kündigte diesem Fehde an. — Mit einem Streithaufen brach er ein, wurde endlich vertrieben und floh nach Helgoland, wo er Schiffe rüstete und Dithmarschens Küsten brandschakte. Endlich aber wurde er in Helgoland von seinen Landsleuten aufgesucht und in der Kirche am Altar, wohin er geflohen, getödtet. — Eine solche That mußte den Grimm des Herzogs Adolf, dem 1544 die Insel zugesprochen war, gegen die Bauern vermehren und konnte zum guten Vorwand dienen, Dithmarschen mit Krieg zu überziehen, in welchem es 1559 seine Freiheit verlor.

Seit dieser Zeit gehörte Helgoland den Herzogen von Schleswig-Holstein-Gottorp, bis es im Jahre 1714, in dem Kampfe der Königlichen Linie gegen die Herzogliche, von den Dänen belagert und erobert ward. — Der ganze Druck dänischer Steuererpressung ruhte jetzt auf den armen Einwohnern, die sehr froh waren, als im Jahre 1807 eine englische Flotte unter Admiral Ruffel erschien, welche die Insel in Besitz nahm. — Von dieser Zeit an, bis 1814, kamen goldene Tage. Die rothe Klippe wurde das große Schmuggeldepot für englische Waaren, welche, trotz der französischen Douanenlinien, in Elbe und Weser eingeführt

wurden. Dabei wurde viel Geld verdient. Zudem lagen immer einige Kriegsschiffe hier, zuweilen ganze Flotten, und Helgolands Lootsen führten die englischen Fregatten und Briggs die Elbe aufwärts, um Cuxhaven, Glückstadt oder Stade mit einigen Kugeln und Bomben zu ängstigen, ein Handelsschiff zu verbrennen, oder die französisch-deutschen Raper zu jagen, welche in der Nordsee umherschwärzten. — Damals waren alle Taschen voll blanker Souverains, denn es kamen auch viele reiche Engländer nach Helgoland, um den Krieg in der Nähe zu sehen. Sie wußten bei ihrer Neiselust nicht, wohin sie sollten; der ganze übrige Continent war ihnen ja versperrt. — Als aber der Friede zurückkehrte, hörte die schöne Zeit für Helgoland auf, und wie gewonnen, so zerronnen. Seevolk ist leichtsinnig, gespart hatten wenige, so kam denn auch bald der Mangel wieder, und wurde immer drückender, denn manches Neue und Erschwerende entstand. — Die Helgolander sollten wieder Fische fangen und zu Markte fahren, mit den rührigen Blankenesern und andern holsteinischen und hannövrischen Fischern concurriren, und sie trafen mit diesen gefährlichen Nebenbuhlern hier sowohl, wie beim Lootsendienst auf der See zusammen, das schmeckte ihnen nicht. — Armuth zog ein, die Insel kam immermehr herunter; die Hamburger verbesserten, zum größten

Aerger der Helgolander, jährlich mehr das Fahrwasser vor der Elbe. Sie legten ihre Feuerschiffe weit hinaus, verbesserten die Leuchtfeuer auf Neuwerk und Cuxhafen, vermehrten die Tonnen, ließen genaue Seekarten anfertigen und die Folge war, daß weniger Schiffbrüche, weniger Unglücksfälle vorkamen, bei denen die Helgolander sonst gewöhnlich Strandrecht üben, bergen, oder um theuren Lohn Hülfe leisten konnten. Die Folge war auch, daß die Capitaine, welche in die Elbe wollten, keine Lootsen mehr brauchten, wenn sie der gefährlichen Insel etwas zu nahe kamen, sondern größtentheils die übermäßigen Forderungen der Helgolander verachteten, und sich ihren Weg selbst suchten. — So sank der Verdienst in Folge der Bestrebungen einer neuen Zeit um Handel und Verkehr und der fehlerhaften Einrichtung des Lootsenwesens, das zu den schmachlichsten Prellereien leitete. Die Fischerei sank ebenfalls, weil die Lage der Insel keine Fahrzeuge zu halten gestattete, die für Fang mit großem Garnzeug geeignet sind, und die Blankeneser dies vortrefflich benutzten. — In dieser Noth kamen im Jahr 1826 einige Helgolander auf den Einfall, ein Seebad zu errichten. Ein strebsamer, in vielen Dingen wohlverfahrner Mann, der Schiffbauer Andresen Siemens, auch als Schriftsteller über Deutschlands Seehandel bekannt, gab den ersten Anlaß dazu, und die

englische Regierung unterstützte das Unternehmen, das in den ersten Jahren unterzugehen schien, von 1834 an aber einen solchen Aufschwung erhielt, daß man gut annehmen kann, es bringe jährlich wenigstens 200,000 Mark Banco Gewinn für die Insel, von denen 50,000 Mark dem Fischer- und Lootsenstande zufließen, die Actionäre aber mindestens 500 pCt. Dividende einstreichen. Poeten und Maler kamen auf die Klippe und brachten die Helgolander in aller Welt Mund. Es wimmelte von Bildern und Zeichnungen; die Strand- und Schifffahrtszenen, Stürme und Hochzeiten nahmen kein Ende. Die Fischer von Helgoland waren ein Gegenstand für die deutsche Romantik geworden. Der Felsen im Meere und das Naturvölkchen darauf hatten für die schwärmenden, sentimentalen deutschen Seelen kaum weniger Reize, wie die sanften, glücklichen Bewohner der Freundschafts- oder Gesellschaftsinseln im Ocean. Man schwebelte und nebelte darauf los, ächt deutsch; je mondscheinartiger, je besser, und während dessen wurde der Zulauf immer größer, die Dividende immer besser. Die Hamburger Speculanten schrien tüchtig mit, gaben Geld her, das Actienkapital zu vermehren, borgten den Helgoländern Weine, Waaren und was sie sonst brauchten, und richteten endlich regelmäßige Dampfbootenfahrten ein, welche den Besuch ungemein steigerten.

Es ist den Helgoländern Glück zu dem geschiedten Gedanken zu wünschen, das Bad errichtet zu haben. Weshalb sollten sie es nicht so machen, wie Norderney und Wangero, die beiden andern Nordseeinseln? aber es wäre noch besser gewesen, wenn sie, wie bisher, weniger dem Grundsatz huldigten, so viel Geld, wie möglich zu verdienen, und so wenig, als möglich, dafür zu thun. — Das Actienwesen bringt solche Uebelstände mit sich, denn gehörte das Bad der Gemeinde, flösse dieser der ganze Vorthheil zu, so würde auch die Stimme verständiger Männer durchdringen, einen Theil des Gewinns zu Verbesserungen und Verschönerungen des Bades und der Insel zu verwenden, für welche bis jetzt eigentlich nichts geschieht. Eine tüchtige Badedirection würde manche Uebelstände zu beseitigen streben; sehr zu wünschen ist es daher, daß, wenn die Zeit der Actionäre abläuft, das Bad ihnen entzogen wird, zu hoffen ist jedoch ein solches nicht; denn die ganze Einrichtung des gesellschaftlichen Verbandes, das Uebergewicht des Rathes und der Gastwirthsaristokratie, welche sich hier gebildet hat, die Familienverschlingungen dieses kleinen Staates, beweisen deutlich, welche Hindernisse zu überwinden sein würden.

England hat, nach seiner Weise, nichts an den herkömmlichen Sitten und Gebräuchen dieser Colonie geändert, es überläßt es dieser sich selbst zu regieren,

verlangt nicht einen Heller von ihr, sondern giebt im Gegentheil noch jährlich manches Pfund hinzu. — Bis zum Jahre 1821 hielt es 700 Mann Garnison auf der Insel, welche mit 20,000 Pfund im Staatsbudget figurirte, jetzt ist nur ein Gouverneur vorhanden, ein alter Schiffscapitain auf halbem Sold, der 1000 Pfund dazu empfängt, um auf der Klippe zu wohnen, wo er eigentlich nichts zu thun hat. Ueberdies erhält die Regierung den Leuchthurm, sie hat die Treppe neu bauen lassen und giebt mit williger Hand, wo sie um Hülfe angesprochen wird. — Im übrigen ist Alles beim Alten. Keine Spur, daß England etwa sein Recht und seine Gesetze hier einzuführen trachtet, deren Grundbedingungen: Oeffentlichkeit und Theilnahme der Bürger am Staat sind. Hier in Helgoland ist das Volk eine todte Masse, die von einer Art Oligarchie regiert wird, welche in Rathsherrn, Viertelsmeister und Landesrepräsentanten ihre hierarchische Stufenfolge hat. Die ältesten hergebrachten Einrichtungen nebst alt jütischem und lübischem Recht gelten noch immer. Sechs Rathsherrn, mit Beihülfe eines allein besoldeten Stadtschreibers, sind die Richter in erster Instanz, ohne Zuziehung eines gelehrten Juristen. Sie urtheilen in jeder Art von Streit, in Criminal-, Polizei-, Schul-, Vormundschafsfachen u. s. w. Beruhigt sich eine Partei nicht dabei, so

hat der Gouverneur, der, wie ich schon sagte, ein alter Seemann ist und kein Wort friesisch oder deutsch versteht, also auch wohl kein großer Rechtsgelehrter sein wird, die zweite Instanz. Als dritte Instanz ist die Queens-Bench in London eingesetzt. — In Verwaltungssachen entscheidet der Staatssecretair für die Colonieen (jetzt Lord Stanley), mit dem die Helgolander sehr zufrieden sind. — Höchst selten aber gelangt ein Rechtsfall nach London hinüber, denn die englische Justiz ist bekanntlich sehr theuer, überdies aber wird auch dort nach Bericht des Rathes und nach den jütischen Gesetzen entschieden.

Die Polizei wird von acht Quartiermännern gehandhabt, welche alle Ordnungen treffen, Ausgaben jedoch nur bis 10 Thaler bewilligen können. Ueber diese Summe hinaus bedürfen sie der Beistimmung der 16 Landesrepräsentanten, welche die Finanzbehörde bilden. Am Schlusse des Jahres prüfen die sechs Rathsmänner die Rechnungen und legen sie dem Gouverneur zur Bestätigung vor, der überdies bei jeder wichtigen Ausgabe gefragt werden muß, und überall sein Veto einlegen kann, worauf die Sache entweder unterbleibt, oder an den Colonialminister zur Entscheidung gelangt. Dort fällt sie so regelmäßig für den Rath aus, daß der Gouverneur ohne dringenden Grund sich schwerlich einen Widerspruch erlaubt.

Sämmtliche Staatsämter in Helgoland sind auf Lebenszeit ertheilt, das schlimmste ist aber, daß hier, wie in Hamburg, das Volk gar keinen Antheil bei Neuwahlen hat. Die Oligarchie ergänzt sich durch sich selbst, und somit müssen die reicheren und vornehmeren Leute, verbrüderete und verschwägerte Familien, immer diejenigen sein, welche den Fischerstaat regieren. Das Volk hat gar nichts damit zu thun, und so lange seine Vorstände, der Ehre wegen, die Arbeit übernehmen, so lange es selbst von Abgaben und Lasten verschont bleibt, (die Haus- und Wohnungssteuer ist gering, Fremde zahlen das doppelte), so lange es endlich im rohen Naturzustande verharrt, wie Fischer- und Seevolk ihn nicht anders haben, wird sich auch keine Sehnsucht bei ihm einfinden, seine jetzigen Zustände zu verändern. — Der alt friesische Sinn für Gleichheit und Freiheit ist aber bei alledem nicht erloschen. In jedes Mannes Brust spricht eine unauslöschliche Stimme dafür, und Unterwürfigkeit oder Ehrfurcht darf der Rathsherr von Niemanden erwarten. Dies Gefühl von Gleichheit ist so stark, daß, wie mir von einem Rathsherrn selbst erzählt wurde, kein Lootse um den höchsten Lohn Einem vom Rath etwa einen Paß, Koffer u. s. w. tragen würde. Will er dagegen selbst mit Hand anlegen, so geschieht die Hülfe, ohne einen Schilling dafür anzunehmen.

„Du bist selbst gut genug dazu,“ würde die gewissenhafte Antwort sein, wollte ein Rathsherr sich vornehm überheben. Jeder Fremde kann dagegen den ersten besten Lootsen oder Lootsenofficier um Tragen eines Koffers u. s. w. angehen, er wird gegen den Tarfsatz von vier Schillingen, sofort zu seinem Dienste sein. Aus diesem Zuge kann man sehen, wie tief das Gleichheitsgefühl wurzelt, und wie ein demokratischer Troß sich sträubt, irgend ein Sich-Besserdünnen anzuerkennen. Die Helgolander betrachten sich wie eine Familie, zu der sich alle Glieder des Völkchens zählen. Die sechs Rätze sind aber um so mehr die Regenten, da sie auch die Quartiermänner und Landesrepräsentanten wählen und mit diesen vereint die dreißig Lootsenofficiere bilden. Quartiermänner und Landesrepräsentanten müssen jedoch aus der Zahl der Lootsen gewählt werden, nur die Rathsherrn brauchen keine Seeleute zu sein. Durch diese Bestimmung empfängt die Gemeinde ihr demokratisches Gegengewicht gegen den Rath, der schwerlich etwas unternehmen kann und wird, was den Quartierleuten und Landesrepräsentanten nicht gefällt und somit gegen die öffentliche Meinung verstößt; namentlich aber kann nichts ohne deren Zustimmung unternommen werden, was gegen die Gebräuche und Berechtigungen der Lootsen und Fischer streitet. — Nepotismus muß

natürlich sich häufig kenntlich machen. Der reiche Händler und Gastwirth wird sich in den Rath zu bringen wissen, der angesehene Mann wird aber doch nur immer der sein, der das Vertrauen des Volks durch Klugheit und Erfahrung erwirbt.

Unter einer Bevölkerung von ohngefähr 2400 Köpfen befinden sich 380 Lootsen, welche sämmtlich auch Fischfang treiben. Das Friesische, was auf Helgoland gesprochen wird, ist vielfach mit holländischen, dänischen und englischen Worten vermischt. Für einen Deutschen ist es unmöglich, etwas mehr als unzusammenhängende Brocken davon zu verstehen; aber die sämmtliche Einwohnerschaft spricht auch hochdeutsch, wie denn überhaupt sich dem Reisenden an der Nordseeküste bald die Bemerkung aufdrängt, daß das Hochdeutsche siegreich gegen die platte niedersächsische Mundart kämpft, und in den Städten, in Hamburg besonders, ihr Uebergewicht erlangt hat. Die Menge der Lootsen und Fischer zeigt an, daß nur wenige Männer sich nicht diesem Gewerbe widmen, auf welches sie alle Naturverhältnisse drängen. Es ist eine Lootsensschule hier, in der die anwachsende Jugend Unterricht empfängt; praktisch wird dieser auf der See beim Fischfang und bei den Fahrten nach der Elbe fortgesetzt.

Mit dem Erreichen des dreiundzwanzigsten Jahres

wird das Lootsenexamen gemacht, das sich auf Kenntniß des Fahrwassers auf der Elbe bis Glückstadt erstreckt; hierauf treten die Examinirten ins Lootsen-corps, erhalten dessen Rechte und versuchen ihr Glück, das der Lootse von Helgoland mehr nöthig hat, als irgend ein anderer. — Denn Alles ist hier Sache des Zufalls, aller Erwerb und Gewinn auf ein schwankendes, ungewisses Spiel gestellt. Es giebt keine Reihenfolge, nach welcher der Lootse seinen Dienst thut. — Zeigt sich ein Schiff in See, so laufen die Männer am Strande zusammen, um unter sich zu loosen, wer zur Bootsmannschaft gehören soll, die hinausfährt, im Fall das Fahrzeug die Lootsenflagge aufzieht. Wer sich einfindet, erhält dadurch Anwartschaft, darum steht man auch stets, besonders bei unruhiger See, die Männer haufenweis umherlungern und lange Tage mit Nichtsthun zubringen; wie ich denn überhaupt ein solches dolce sarniente, solchen Müßiggang der Männer, die in langen Reihen, vom frühesten Morgen bis in später Nacht, auf die Brustwehr des Falens lehnten, ins Meer hinaus starrten und ihre Conversationsbörse hier abhielten, nie in Deutschland gesehen habe. — Jeder Lootse führt eine Art numerirte Medaille von Messing, als Zeichen seiner Würde, stets bei sich. Diese Medaillen werden in einen Hut geworfen, umgeschüttelt und sechszehn

herausgezogen. Die Eigenthümer derselben bilden die Mannschaft der Lootsenschaluppe, welche hinaus gehen soll, sobald das Schiff ein Zeichen giebt. Gewöhnlich aber fahren die Schiffe weiter, ohne einen Lootsen zu begehren. — Sie wissen, welche ungeheueren Forderungen die Helgolander für ihre Dienste machen, denn hier besteht nicht, wie überall im wohlgeordneten Lootsenwesen, ein festbestimmtes Lootsengeld, nach Lonnengehalt oder Tiefgang des Schiffs, sondern Alles beruht auf Uebereinkommen zwischen Capitain und Lootsen, auf freiem Accord, wie es hier heißt.

Da nun fast nie ein Schiff Helgoland zu nahe kommt, ohne von seinem Cours abzuirren, vom heftigen Südwest getrieben, oder in Haveren gerathen, es jedenfalls also sich in einiger Gefahr befindet, so fordern die Lootsen von Helgoland meist unerhörte Summen, mindestens einige hundert Mark oder Thaler, um das Schiff eine kurze Strecke von wenigen tausend Schritten in ihren Hafen, oder hinter die Düne zu bringen. — Die Höhe ihrer Forderung richtet sich nach der Verlegenheit des Capitains; je nachdem das Wetter schwer, ein Sturm im Anzuge, oder das Schiff den Klippen näher oder entfernter, ist; und um so weniger werden sie sich billiger finden lassen, je mehr sie überzeugt sind, daß ihre Hülfe nothwendig wird. — Die Consequenzen dieses Handels

müssen daher oft empörend erscheinen, denn mit der kaltblütigsten Härte überlassen sie den unglücklichen Seefahrer seinem Schicksale, wenn er sich weigert, ihre Bedingungen zu erfüllen.

So ist das Lootsenwesen in Helgoland darauf berechnet, von geängstigten Seefahrern zu erpressen, was irgend erpreßt werden kann, nicht eher aber irgend eine Hülfe zu leisten, bis ihre Forderungen befriedigt sind. Eine kleine Probe von diesem Verfahren erhielt ich bald nach meiner Ankunft. Ein norwegischer Schooner mit Heringen beladen, gerieth auf die Klippen im Norden der Insel. Er zog die Nothflagge auf und ein Boot ging zu ihm hinaus, dessen Mannschaft 400 Mark für ihre Hülfe forderte. Der arme Mann konnte so viel Geld nicht geben, daher blieb er seinem Schicksale überlassen. Den ganzen Tag und die folgende Nacht lag er so, die Hoffnung, daß eine hohe Fluth ihn abheben würde, verschwand; dagegen machten die heftigen Stöße gegen die Felsen ihn lech, und nun bearbeiteten die Helgolander den verzagten Capitain. Sie zeigten ihm die erste der umherliegenden Wracks und verkündigten ihm sein eigenes unvermeidliches Schicksal, bis er sich endlich dazu verstand, ihnen den dritten Theil von Schiff und Ladung zuzustchern. Nun waren sie thätig, mit dem Bergen, als aber die Heringstonnen größtentheils am

Lande waren, richtete sich der Schoner auf, die Fluth hob ihn ab, er zeigte sich seefähig und der Capitain, der glücklicherweise noch nichts Schriftliches gegeben hatte, wehrte allem weiteren Ausladen und erklärte das mündliche Uebereinkommen für ungültig, weil man ihm fälschlich vorgespiegelt, daß sein Schiff Wrak sei. Nach langem heftigen Streit mußten die Helgolander sich endlich fügen; dagegen nahmen sie von den ausgeschifften 300 Tonnen Heringe den dritten Theil für sich, die am nächsten Tage in öffentlicher Auction verkauft wurden, die übrigen lud der Schooner wieder ein und fuhr damit nach Cuxhafen, seine eingestossenen Planken dort ausbessern zu lassen. — Solche Handstreichs gelingen häufig, und die gefährlichen Klippen liefern manch unglückliches Fahrzeug, das in Sturm und Brandung seinen Untergang findet; bei den übertriebenen Forderungen der Helgolander kann es aber auch nicht fehlen, daß sie häufig viele Mühe und Arbeit umsonst haben und leer ausgehen. — Denn nicht wenige Capitaine weisen sie ab, wenn sie an Bord erscheinen und suchen sich selbst zu helfen; Andere, die in der Noth Versprechungen leisten, weigern sich diese zu erfüllen und bringen die Sache vor die Seegerichte in Hamburg oder Bremen, wo gewöhnlich ein sehr bedeutender Theil fortgestrichen wird, zuweilen auch kommen sie um allen Lohn, wenn

die Schiffe fortgehen und ihnen Schuldscheine lassen, wie dies mit Ruffen und auch mit Schweden schon öfter der Fall gewesen sein soll. Nähmen die Helgolander eine feste Lootsentaxe an, so würden sie sicher mehr verdienen, als jetzt; jedes Schiff, das in ihre Nähe käme, würde gern einen Lootsen nehmen; die Seefahrer würden nicht mehr den Abscheu vor ihnen haben, den sie durch ihre Erpressungen hervorrufen, sie selbst aber würden noch bessere, kühnere und erfahrenere Seeleute werden, als sie schon sind, denn mit der Zeit müssen sie in ihrer Kunst zurückkommen, weil man sie so selten als möglich ruft. Die Lootsen auf den Blankeneser Kuttern und die von den Gallirten der Weser lassen sich auch gut bezahlen, wenn sie ein Schiff im Sturm besteigen, aber sie schwärmen dabei im hohen Meere auf und ab, bis an den Texel und bis an den Canal; die Helgolander dagegen liegen zu Haus auf der Lauer und warten bis das gute Glück ihnen eine Beute zuführt. Sie rechnen auf ihre Klippen und freuen sich auf die Winterzeit, wenn die Hamburger Feuerschiffe nicht mehr an ihren Anfern aushalten können; dann kommt die Zeit, wo die Schiffe Helgoland suchen und Haut und Haar, d. h. Geld lassen müssen. — Mehrfach haben sie freilich auch schon den Hamburgern angeboten, den freien Accord aufzugeben, wenn dagegen

gefezlich festgestellt werde, daß alle Schiffe, welche in die Elbe einlaufen, in Helgoland Bootsen nehmen müssen. Eine solche Forderung ist jedoch unsinnig, denn Helgoland liegt weit ab vom Course der meisten, und da die Elbeinfahrt immer mehr verbessert wird, hat man die Helgolander selten mehr nöthig, deren fehlerhaftes System ja zumeist sie selbst beschädigt. Wie thöricht ist es nicht auch, es dem Zufalle zu überlassen und darum zu loosen, wer die Bootsenschaluppe besteigen soll. — Der allertüchtigste Mann kann dabei Jahrelang, oder auf immer, leer ausgehen, während der Einfältigste, vom Glück begünstigt, zu reichem Verdienste kommt. Indessen sind und bleiben sie, bis auf wenige Ausnahmen, mehr oder minder arm; denn obwohl sie in der Badezeit durch die Gäste und deren Spazierfahrten auf dem Meere hübsches Geld verdienen, und sich alle ihre Dienste theuer bezahlen lassen, gewinnen sie doch kaum mehr, als der Winter nöthig macht. Den meisten von ihnen geht es gewiß nicht gut, das beweist ihr ganzes Aussehn. Wer ein Häuschen besitzt und eine Schaluppe zum Fischfang, gehört zu den Gesegneten, aber der größte Theil gelangt nicht zu solchen Schätzen. Er arbeitet sein Lebenlang und so lange er jung und rüstig ist, geht es allenfalls; wenn er aber alt wird, wenn die Kräfte schwinden, wenn es ihm selbst nicht mehr gelingt, bei den

Ueberfahrtsbooten zum Bade auf den Dünen angenommen zu werden, dann tritt das Elend in seinen Lumpen bleich und abgezehrt in seine Kammer. Ich habe mich oft geärgert über die Art, wie die Helgolander sich ihre Dienste bezahlen lassen, und den Zufluß von Gästen auf ihrer Insel ausbeuten; wie theuer das Bad ist, wie hoch die Taxen für Alles, wie die Bier, Geld zu verdienen, raffinirt ausgebildet wird, selbst schon bei den Kindern, die nach Schillingen schreien, um welche sie sich im Meeresand herumbalgen, oder Vögel und Libellen fangen und den Badegästen anbieten, sie für ein paar Schillinge fliegen zu lassen, dabei aber die Drohung hinzufügen, widrigenfalls den Thieren die Beine auszureißen; ich habe mir oft gesagt, daß, wie große Vortheile auch die Actionäre des Bades haben und wie manche davon auch den Gesamtbewohnern zufließen, doch dies Bad kein Glück für die sittlichen Zustände der Bevölkerung ist, deren aufwachsende Generation zum Theil frühzeitig verderbt wird. Aber dieser Unwille ging oft in bedauernde Theilnahme über, wenn ich redliche Männer von den unendlichen Mühseligkeiten und harten Entbehrungen erzählen hörte, welche die armen Fischer auf der wilden See erdulden. — Ich warf ihnen vor, daß sie jetzt in der schönen Zeit größtentheils müßig umhergingen und die Blankeneser ihnen sogar Fische

für die Badegäste, Seezungen, Schollen, Steinbutten u. s. w. bringen müßten; sie antworteten mir, daß sie weder Fahrzeuge noch Netze zu diesem Fang besäßen, und theils zu arm wären, theils auch die Insel nicht gestattete, solche Geräthe zu halten. Dies mag allerdings seinen Grund haben, aber die Helgolander sind auch nicht rührig genug, und das Bad bringt ihnen in leichterer Weise Gewinn, den sie natürlich vorziehen. Ihr Hauptfang ist Schellfisch, der im Winter am besten ist, und Hummer dicht an der Insel. — Der Schellfisch, den sie um gute Preise in Hamburg, auch wohl in Bremen, absetzen, beschäftigt sie Alle, aber welche furchtbare Noth überfällt sie oft dabei in ihren offenen Booten! Durchnäßt von der See bringen sie zuweilen mehrere Tage auf den Wellen zu, ohne Obdach, ohne Feuer, ihre Boote von Innen und Außen mit handdicken Eistrinden bedeckt. Halb verhungert, erstarret von Kälte und mit erfrorenen Gliedern kommen sie heim. Und glücklich, wenn dies nach fürchterlichen Tagen und Nächten gelingt, wer nicht endlich nach langem Kampfe auf immer vernichtet wird. — Man zeigte mir einen Mann, einen der besten, erfahrensten Seeleute, der einst mitten im wüthenden Wintersturm mit drei Gefährten acht Tage lang ausblieb. Die Schlupp konnte Wind und Wetter nicht länger bekämpfen, die rettende Insel

nicht erreichen, sie mußte Anker werfen, und lag nun da, allen Schrecken der Natur preis gegeben, von Eis überzogen und keine Lebensmittel an Bord, als ein Stück hartgefronenes Brod. Drei Tage gingen so hin, da waren die Männer Leichen, bis auf den Einen, der endlich verzweiflungsvoll die Anker kappte und nun an die friesischen Inseln getrieben wurde, wo man ihn glücklich rettete. Dort begrub er seine Todten, und kam nach Helgoland allein zurück, wo man ihn verloren gegeben hatte. — Solche Geschichten hörte ich mehrere von einem redlichen tüchtigen Mann, mit dem ich einige Male auf Fischfang ausfuhr. — „Sie können mir glauben,“ sagte er, „wüßte ich irgend ein Mittel um Brod für mich und meine Familie zu verdienen, nie wollte ich meinen Fuß wieder auf diese Schlupp setzen. Das Leben eines Seemannes ist ein gar zu schreckliches, davon hat Niemand Kenntniß, der bei Schnee und Wintersturm im warmen-Bett liegt und den Wind heulen hört. — Ach! es ist schon zur Sommerzeit oft fürchterlich genug, wenn der Regen strömt, die Bogen hoch aufgeworfen werden und der Fischer oder Lootse hinaus muß.“ — Wie oft habe ich tiefes Mitleiden gefühlt mit den armen Leuten, welche die Boote mit den Badenden nach der Düne hin- und herfuhren und bei den miserablen Anstalten zum Landen und Abstoßen

die entsetzlichste Arbeit hatten. Da ist von keinem Pfahlwerk die Rede, was weit über den flachen Strand hinausreichte. Aneinander geschobene Karren müssen den Dienst ersetzen, die Brandungswellen müssen die Boote näher heben, und Männer, welche Stundenlang im Wasser stehen, müssen schieben und stoßen, bis endlich das Fahrzeug am Karren liegt. Bei tiefer Ebbe aber ist auch das nicht möglich, dann müssen die Badenden auf die Schultern der Fährleute steigen und ins Boot getragen werden. Und diese Fährleute sind meistens nicht mehr jung. Der Fährdienst beim Bade ist eine Versorgung für die älteren Fischer; Alle drängen sich danach, denn sie verdienen Geld, weil jeder Ueberfahrende vier Schillinge bezahlen muß, wovon die Hälfte den Fährleuten zufließt, die andere den Bootseigenthümern, welche freilich dabei noch besser fortkommen. Es ist kaum zu begreifen, wie die Männer die stete Durchnässung und diese harte Arbeit aushalten; noch weniger, wie man nicht dahin kommt, durch ein gutes Pfahlwerk für bessere Einrichtungen zu sorgen. In dieser Beziehung geschieht jedoch in Helgoland überhaupt nichts, denn die Actionaire werden sich hüten, Geld dafür herzugeben, wo sie nicht durchaus müssen, und so lange das Bad Zulauf genug hat, sehen sie keinen Grund ein, ihre Einnahmen zu schmälern. — Wird doch selbst für die Erhaltung der

Düne gar nichts Vorsorgliches gethan, obwohl das ganze Wohl und Wehe der Insel davon abhängt. Jedermann ist überzeugt, daß die Düne über lang oder kurz weggeschwemmt wird; Jeder sagt, sie verkleinere sich immer mehr, aber nirgend ist ein Schutzwerk, den Sand aufzuhalten, oder zu verfestigen. Das Meer wirft oft ungeheure Massen von Seetang aus, als wolle die Natur den Menschen zu Hülfe kommen; denn dieser Seetang ist ein vortreffliches Düngemittel. Er würde, unter den losen Sand gebracht, diesen festhalten, vielleicht mit der Zeit ihm eine grüne Decke geben; allein er fault am Ufer, so lange bis eine hohe Fluth ihn wieder fort nimmt und verpestet die Luft auf dem Unterlande der Insel, ohne daß die Badedirection, trotz aller Klagen, ihn je fortschaffen ließe. — Sie thut dies eben so wenig, wie sie die Steintrümmer und Gerölle auflocken läßt, die den Boden überall bedecken, oder sonst für irgend eine Promenade sorgt. Das Conversationshaus und die Pavillons am Strande, auf der Südspitze und auf den Dünen sind das Einzige, was man von ihren Anlagen zu sagen weiß, und diese bringen ihr Nutzen, denn sie zieht gute Pacht davon. — Das Conversationshaus ist der Mittelpunkt aller geselligen Vergnügungen, in dessen einzigem ziemlich großen Saale getanzt, geraucht, geessen und getrunken wird. Jeden

Mittwoch und Sonntag ist Ball, sonst Abends Tanz-, Thee- und Harmonie-Musik, die von einer ziemlich schlechten Musikbande wandernder böhmischer Künstler ausgeführt wurde, wofür jeder Badegast vier Mark erlegen muß. — Die Dampfschiffe bringen dreimal wöchentlich die Zeitungen mit, jeden Sonnabend aber kommt der Patriot vollgepackt voll Hamburger schöner Welt, welche größtentheils nur den Sontagsball mitmacht und Montags wieder nach Hause fährt. — Neben dem Salon ist die Spielbank aufgerichtet, dirigirt von einigen Hamburgern Spielern der geringsten Sorte, die sonst auf Märkten ihr Wesen treiben. — Die Herren schienen auch diesmal gute Geschäfte zu machen, obwohl manche Spieler sich ihrer Gewinne rühmten, aber allgemein klagte man über das gaunerhafte Wesen und die elenden Einrichtungen der Spielhölle. — Daß das schändliche Gewerbe lohnt, ergiebt sich daraus, daß der Banquier dem Bade nicht allein eine jährliche Pacht von fünfhundert Friedrichsd'or zahlt, sondern überdies 10,000 Mark zum Anbau und zur Vergrößerung des Conversationshauses beigesteuert hat. Um diesen Preis hat man ihnen den vortheilhaften Contract erneuert, und ihnen die Erlaubniß erteilt sich mittels seiner an den Badegästen schadlos zu halten, die nicht einmal vor offenbaren Benachtheiligungen sicher gestellt wurden. — „Wir sehen recht gut

ein, wo es fehlt," sagte mir einer der Actionnaire sehr naiv, „aber die Anträge der Banquier's waren zu vortheilhaft für uns, um sie abzulehnen und den Contract zu ändern.“ — In dieser Actionairwirthschaft liegt die Wurzel aller Mängel des Bades.

Das Ueberfahren nach der Düne zum Bade, das Steigen der Treppe nach dem Oberlande und die mancherlei Uebelstände machen Helgoland zu einem unbequemen Bade, was aber Luft und Meer anbelangt, so ist es vortrefflich. Der Wellenschlag ist nicht so stark, wie in Norderney und Wangero; und viele Tage giebt es, wo man ihn wenig oder gar nicht merkt; denn der Wind muß westlich wehen, wenn die Welle kräftig heraurollen soll. Kommt er ostwärts, so kann man zwar auch auf der Ostseite baden; allein dort ist der Grund abscheulich, voller Steine, und das Meer gleich so tief, daß es das Ufer mit einer einzigen Brandungswelle trifft, die oft so gewaltig hoch geht, daß sie die Badenden niederwirft, sie blutig schlägt und ihnen wirkliche Gefahren und Schäden zufügt. — Weht aber starker Westwind oder Nordwind, so wird gar nicht überfahren und alles Baden hört auf; weil die Landung an der Düne zu gefährlich ist oder die Kräfte der Ruderer in den Fährböten sich erschöpfen. Selten geht wohl ein Sommer hin, wo nicht mehreremale die Badefuren dadurch

unterbrochen werden. Während meines Aufenthaltes konnte zwei Tage lang nicht überfahren werden.

Das Wasser bei Helgoland soll nach Wangers das kräftigste sein, und wer Seelust athmen will, trifft sie nirgend so rein, wie hier. Die einsame Klippe im weiten Meere, das überall seinen strahlenden Schilb ausbreitet, die nahen und fernen Segel, die weiche salzgeschwängerte Luft, oben die Bläue des Himmels im Sonnenschein, und unten die wunderbar herrlichen Färbungen des unermesslichen Elements — o! man vergißt darüber alle die kleinen Beschwerden, vergißt die dürren Kartoffelfelder, die blökenden Hammel, die unvollkommenen Einrichtungen des Bades, und giebt sich ganz den Reizen dieses Aufenthaltes hin.

Abends, wenn die Sonne in schwarzen Wolken starb, war es meist am schönsten. Dann kleidete sich der Himmel in unzählige herrliche Gewänder, die das Meer abspiegelte, bis sie nach und nach immer tiefer dunkelten und endlich verschwanden. Die Sterne traten leise aus dem Abenddunst, Mars vor Allen, glühend im Rubinfeuer, in entzückender Schönheit, und neben ihm Jupiter mit seinem blauen funkelnden Lichte, bis endlich wohl der Mond aus den Fluthen aufstieg, seinen langen silbernen Schleier über die geheimnißvolle Ebene ausbreitete und mitternächtlich über Helgo-

land hing, erinnernd an Shakespears schönes Bild:
Wie eine Perl' im Ohr des Mohren!

Man muß oben wohnen, nicht im Unterlande, wenn man das recht genießen will. Wer dann so bevorzugt ist ein Zimmer zu bewohnen, das die Aussicht auf's Meer hat und Sinn für die Schönheiten der Natur, einigen Sinn für Romantik mitbringt, der wird manche herrliche Stunde hier verleben. Ich bewohnte ein solches Zimmer im Hause eines freundlichen, gefälligen Mannes, Herrn Erich Franz am Falm, den ich Jedem bestens empfehlen kann, der Helgoland besucht. — Der Aufenthalt auf der Insel ist, auch wenn man, wie ich, in einem der besten Gasthäuser wohnt, nicht theuer. Für vier Mark täglich hat man ein Zimmer, ein gutes Diner, Frühstück, und wenn man will, selbst ein kaltes Abendessen. Mit dem Bade und was man an Getränk und sonst ausgiebt, steigen die Tageskosten freilich bedeutend. Daß es nicht zu den wohlfeilsten Aufenthaltsorten gehört, möchte man immerhin ertragen und in den Kauf nehmen für so manchen Vorzug; dagegen aber könnte wohl ein wenig mehr für bequemere Ausstattung der Zimmer gethan werden, als jetzt hier zu finden ist. Die Häuser sind immer nur von Holzwänden durchkreuzt, und meist in sehr kleine Räume abgetheilt. Die Decke ist Holz, die trennenden Bretterwände mit Ta-

peten bekleidet, die Schlafstelle nach friesischer Sitte, wie bei Schiffen, gewöhnlich in der Wand angebracht. Zum Schlafen aber dient eine Seegrasmatratze von Steinhärte, so daß ich nicht begreife, wie Damen dies ertragen können. Von Defen und Kaminen zeigt sich keine Spur, denn diese Gasträume werden nur zur Sommerzeit bewohnt. An kalten Regentagen, die auch vorkommen, kann also nirgend Feuer gemacht werden. Dazu hört man jedes Geräusch, jedes Wort und jeden Tritt seiner Nachbarn, und wenn diese unruhiger Art sind, wenn man das Glück hat, etwa eine muntere Gesellschaft über dem Kopf, einen Flötenbläser links und einen Schnarcher rechts an der Bettseite zu besitzen, wird man zuweilen in eine fieberhafte Aufregung der Nerven gerathen, gegen welche das kräftigste Seebad nichts vermag.

Das Erhabenste, was ich während meines Aufenthalts in Helgoland erlebte, war ein Sturm, ein Drakan aus Südwest, der zwei Tage blies, als wollte er keinen Stein auf dem andern lassen, und einer der wildesten war, deren man sich seit vielen Jahren zur Sommerzeit erinnern konnte. Es war fast unmöglich sich auf den Beinen zu halten; jeder Schritt mußte erkämpft werden. Der reißende Luftstrom machte die Häuser beben, die Dächer der Pavillons am Strande flogen in Stücke und unten warf das Meer seine

Wellen hoch über die Ufer. Der Schaum, welcher an den Klippenwänden zerstäubte, wurde über die ganze Insel getrieben. Mitten in der Nacht gerieth ein schöner englischer Schooner „Aquatic“, der von Hamburg nach Hull bestimmt, mit Gerste beladen am Tage vorher die Elbe verlassen hatte, auf die Klippen im Südwesten. Als es hell wurde, eilte Alles hinaus das Schiff zu sehen. Da lag es auf dem Gestein, zur Seite gebeugt; seine Segel in Fetzen zerrissen, seine Masten zersplittert, seine Masten abgebrochen, das Tauwerk wild in den Sturmstößen flatternd, der Rumpf tiefniederschwankeud und sich wechselnd wieder hebend. Eine fürchterliche See ging über seine Decke. Die Mannschaft sah man deutlich in den Wanten hangen, kaum tausend Schritte waren die Unglücklichen vom Ufer entfernt, aber Niemand konnte hinaus zu ihrer Hülfe. — Plötzlich rollten ein paar ungeheure Wasserberge über den Schooner hin, hoben ihn von der Klippe ab und führten ihn der Insel näher. Er richtete sich auf und taumelte vorwärts, nach allen Seiten sich neigend und fallend, wie ein Betrunkener oder tödtlich Getroffener. Ein Schrei des Entsetzens ertönte von Allen, die es sahen. Das Schiff sank sichtlich tiefer, die Menschen darauf schienen verloren; aber im entscheidenden Augenblicke gelang es ihnen, das Boot zu fassen, und eben als der Schooner ein

paar hundert Schritt vom Ufer plötzlich nach vorn überschoss und verschwand, hatten sie die Zolle flott gemacht und schwammen über den Abgrund. Ein Helgolander Boot ruderte ihnen entgegen, nahm sie auf und sie waren gerettet. Wir Alle eilten ans Ufer sie zu empfangen. Vier Männer und zwei Knaben stiegen ans Land, die nichts davon getragen hatten, als das nackte Leben, um welches sie eine ganze Nacht in Todesnoth gerungen; aber sie waren doch unter den Lebendigen und ihr Schicksal ein besseres als das vieler Unglücksgefährten, die im tiefen Untergrunde lagen; denn in diesen beiden Sturmtagen ging manch gutes Schiff und manch Menschenleben auf immer verloren. — Während des Orkans war die ganze Badegesellschaft in fortgesetzter Regsamkeit. Man suchte Schiffe zu entdecken und verfolgte jede Spur mit ängstlicher Erwartung. Ein großes Huller Dampfschiff flüchtete sich hinter die Düne, warf das lebendige Vieh, was es nach England fahren sollte, über Bord und lag drei Tage dort vor Anker; ein paar Holländer fanden mitten im wüthendsten Wehen den Weg in den Helgolander Hafen ohne Lootsen; einen armen holländischen Austersänger aber, der auch glücklich hinter die Dünen geflohen war, ließen die Helgolander den Orkan dort überdauern, obwohl er einen ganzen Tag lang seine Nothflagge zeigte. Es

fuhr ein Boot voll Wagehälse zu ihm hinaus, sie verlangten jedoch erst hundert, dann fünfzig Thaler von ihm; da er nichts hatte, als ein holländisches Sehnguldenstück, ließen sie ihn trotz seiner Bitten liegen und fuhren zurück. Zu solchen Unmenschlichkeiten verleitet der freie Accord; diesmal aber war das Glück mit dem Holländer. Sein Kabel hielt, er sparte seine zehn Gulden und am nächsten Tage zog er lustig und spottend seine Flagge auf und segelte davon. — Den Schooner herauszuholen gaben sich die Helgolander viele Mühe; allein ich glaube nicht daß es ihnen gelang. Ich reiste darüber ab und hörte nichts weiter davon. Das Bild dieses untergehenden Schiffes, wie Bilder jener Sturmtage überhaupt, auch manche lustige Scenen darunter, werden mir auf lange in Erinnerung bleiben.

Das sind die Zerstreungen und Reize der kleinen Insel, die Reize eines Badelebens, dessen Eintönigkeit nach und nach immer stärker hervortritt. Ich sehnte mich nach einem schönen Baum, der enge Raum der Klippe kam mir wie ein Gefängniß vor, und wie hätte ich dies noch vielmehr empfunden, wenn nicht werthe Freunde und Gefährten, gemeinsam strebend, dafür gesorgt hätten, die Leere der Stunden uns vergnüglich auszufüllen.

Jeder kommt und geht hier natürlich, wie und
Theodor Mügge. 13

wann er will. Es giebt kein Paßbureau, keinen Polizeimeister, kaum ein Fremdenbuch in den Gasthöfen, um danach die Babeliste anzufertigen. Es fragt Niemand danach, wie man sich nennt, welche Titulatur man sich beilegt, woher man kommt. Englands Freiheit hat auch hierin nichts angeordnet, was auf jene wohlgeordnete polizeiliche Ueberwachung deutete, die es selbst so wenig kennt, welche aber den Continentalstaaten, die Polizeistaaten geworden sind, als unerläßlich gilt. — Was England beabsichtigte, als es den Felsen vor der Elbe einst in Besitz nahm und sich hartnäckig beim Friedensschluß weigerte ihn wieder herauszugeben, wird die spätere Zeit einmal fühlbar deutlich machen; nicht umsonst behandelt und beschenkt es großmüthig diese Fischer und Bootsen. — Am besten vielleicht ist der arme Pfarrer dabei fortgekommen, der an das Parlament die Bitte richtete, sein dürftiges Gehalt um 100 Thaler zu vermehren. Thaler waren unbekannt in Altengland, man nahm sie für Pfund Sterling und gewährte sein Begehren, so daß er jetzt eine hübsche Einnahme besitzt. — Sehr fromme Christen mögen jedoch die Helgolander nicht sein, wenigstens nicht solche die über den Himmel die Erde vergessen, denn man erzählt gar wunderliche Geschichten von ihnen z. B. daß, als eines Herbstsonntags die Gemeinde ihres Seelsorgers

Ermahnungen hörte, gerade zur Zeit wo die Waldschnepfen in großen Schaaren über die Insel streichen und sich ermüdet vom Fluge niederlassen um auszuruhen, wobei sie zahlreich das Leben einbüßen, ein Mann plötzlich in die Kirche stürzte und laut rief: die Schnepfen sind da! Dieser Ruf wirkte elektrisch. Alt und jung sprang auf und lief davon, aber auch der Pfarrer eilte vom Altar, schürzte sein Kleid und zog voran zur Jagd. Es blieb keiner zurück in dem Gotteshaus! — Ganz dasselbe erzählt man, als einst Sonntags ein reich beladenes Schiff auf Vogelsand gestrandet war und das Geschrei davon in die Kirche drang mit dem Befehl, die Blankeneser seien schon da und schaffen die Beute fort. Alles lief was laufen konnte um Theil zu nehmen an dem, was der Himmel bescheert hatte, und noch soll es nicht lange her sein, daß sonntäglich gebetet wurde: Lieber Gott, wenn Schiffe stranden sollen, so gieb, daß es hier bei unserer Insel geschehe!

Was aber England mit Helgoland will, wird sich bei jedem Krieg mit dem Continent zeigen. Die Mündungen der Elbe und Weser sind von hier aus immer zu beherrschen, und wenn die Kosten angewendet würden, wenn ein künstlicher Damm die Düne an die Insel schloße, ließe sich sogar ein sicherer Hafen beschaffen, in welchem die größten Kriegsschiffe

ankern können. Darum ist der Besitz Helgolands keinesweges ein so unwichtiger wie es scheint. — Man hat es oft schon als eine Schmach beklagt, daß die Flagge Englands so dicht vor der Elbmündung weht, leicht möchte man einmal die Wahrheit praktisch empfinden; was aber die Helgolander betrifft, so ist kein deutscher Sinn in ihnen und woher sollte er auch kommen? Sie fühlen sich glücklich von Dänemarks Herrschaft erlöst zu sein und wiederum kann man hier fragen: Zu welchem der achtunddreißig deutschen Vaterländer sollten sie zu gehören wünschen?!

Kopenhagen.

Von Kiel aus erhalten zwei Dampfboote die Verbindung mit Kopenhagen, der Christian der Achte und der Löwe, ein großes und ein kleines Schiff, die abwechselnd den Weg machen und entweder den kürzesten nehmen, oder zwischen den dänischen Inseln hingehen und an verschiedenen Punkten Passagiere ein- und ausladen. Ich wollte über Kopenhagen und Stettin zurückkehren und fuhr mit dem Löwen Abends acht Uhr aus Kiel, in 20 Stunden nach Kopenhagen. Der gerade Weg wird in 16 Stunden gemacht und mit einem starken neuen Dampfer, der so eben gebaut wird, soll er künftig in 14 Stunden zurück gelegt werden. Die Wellen, welche die Räder des Löwen aufwarfen, sprühten tausend glänzende Funken aus und dies herrliche Meerleuchten hielt mich stundenlang auf

dem Deck fest, um so mehr da die Kajüte des Bootes mit Reisenden gefüllt war. Zum allergrößten Theil waren es Dänen, die in ihr Vaterland zurückkehrten, und für ein deutsches Ohr hat die dänische Sprache keinesweges sehr harmonische Laute. Damen und Herren sammt ihren Familien umringten die Tische des Salons, das Schiff war überfüllt, und so war es ein Glück, daß das Meer ruhig an uns hinfloß und seine Glätte alle Seekrankheit entfernt hielt. Am anderen Morgen strömte der Regen vom düster grauen Himmel und hüllte die Inseln, zwischen denen der Löwe steuerte, in dichte Schleier. Ein halbes Duzend kleiner Kinder machten Chorus im Salon, daß es nicht auszuhalten war, so blieb denn das Verdeck trotz Wetter und eifigem Wind immer vorzuziehen, und wenigstens ein kleiner Vorfall belustigte mich hier. Ein dänischer Officier, der auch deutsch sprach, redete ein paar Cadetten an, die ohne Zweifel einmal Admiral und General werden wollten; denn der Eine gehörte dem Seedienst, der Andere der Armee an. Der zur See konnte die dänische Anrede beantworten, der kleine Landsoldat aber erklärte ganz naiv, er sei ein Holsteiner und verstehe kein Dänisch. Darüber wurde der Herr Officier sehr böse. Du willst eine Däne sein und verstehst kein Dänisch? sagte er ärgerlich. — Nein, erwiderte der Cadett, ich will kein Däne sein,

ich will nur die Militärschule in Kopenhagen besuchen. Nun du Dummkopf, rief der Officier, indem er den kleinen Empörer beim Ohr ergriff, wenn du auf die Militärschule in Kopenhagen willst, so mußt du Dänisch lernen. — Ich lachte und er mochte wohl merken was ich dachte, denn er sah mich eben nicht sehr freundlich an und ging davon, aber in der Militärschule, wo ein Dugend Deutsche unter einer Uebermacht von Dänen sich befinden, ist es wirklich schon zu argen Kaufereien gekommen, weil die dänischen Zöglinge ihren deutschen Kameraden das Deutschsprechen verbieten wollten. Das sind die Folgen des friedlichen Sinnes der Väter, der sich in den Kindern fortsetzt und von der dänischen Presse immer bitterer angeregt wird; aber ganz natürlich erzeugt Haß keine Liebe, und Verfolgung bringt keine Versöhnung hervor. Die deutsche Jugend tritt immer spärlicher in den dänischen Staatsdienst, und erachtet sich mit allem Recht als fremd und nicht dahin gehörend.

Ein langweiliger Tag verging, und mit wahrer Sehnsucht sprang ich ans Land, als das Schiff endlich glücklich am Bollwerk im inneren Hafen fest lag. Das aber muß man den dänischen Zollbeamten zugestehen, sie üben ihr fatales Amt mit Milde und Höflichkeit und entlassen den Fremden nicht leicht mit einem bitterm Gefühl über eine peinliche Durchwühlung seiner Koffer.

Kopenhagen fand ich seit meinem letzten Besuch, den ich in meinen Skizzen aus dem Norden ausführlich beschrieben habe, in nichts verändert. Manche Deutsche, welche die dänische Hauptstadt sahen, sagten mir, sie habe bei ihnen den Eindruck der Armuth hervorgebracht, ich kann dies nur so deuten, daß die Stadt wenig schöne und neue Gebäude hat, ihre Häuser auch keinesweges architektonisch bedeutsam sind, und mit ihrem finstern Aeußern, kleinen Fensterscheiben, dem schlechten Straßenpflaster, den größtentheils nicht breiten Gassen, der Dede, die meist darin herrscht, und der kümmerlichen Beleuchtung durch Dellampen, allerdings keinen besonderen Eindruck machen können. Von Eleganz und Luxus in der Ausschmückung ist keine Spur; glänzende Handelsgewölbe, wie in Hamburg und Berlin, kennt man hier nicht; an öffentlichen Kunstwerken ist nichts vorhanden als ein paar miserable Reiterstatuen auf den Plätzen, unter denen nur der Königs-Neumarkt groß und Eindruck machend, aber ganz unregelmäßig ist. So ist auch die Wohnung des Königs, das Amalienpalais unbedeutend, der ganze Stadttheil, dort die Friedrichsstadt, todtenstill bis zur Unheimlichkeit; das Christianburger Schloß aber ein zwar mächtiges, doch keinesweges durch schönen Baustyl ausgezeichnetes Haus, obwohl es immer noch das Bemerkenswertheste ist. Ganz schlecht da-

gegen ist das Theater, über welches die Kopenhagener selbst mit Spott herziehen. Es ist klein, schmutzig, verfallen und mit Ratten gefüllt, die zuweilen mitten im Spiel, als Acteure besonderer Art auf der Bühne erscheinen, oder von den Gesimsen der Bogen auf die Köpfe der Zuschauer stürzen. Concerte, oder was sonst größere Räumlichkeit fordert, müssen in der Reitbahn abgehalten werden, einen Saal dazu giebt es nicht, und diese verschwenderischen, prachtliebenden absoluten Herrscher in Dänemark, welche alle ihre Gelüste befriedigten, was diese auch kosten mochten, scheinen allerdings im Vergleich zu anderen Regentensstämmen für die Verschönerung ihrer Hauptstadt wenig gethan zu haben. Um nicht ungerecht zu sein, muß man jedoch die Zustände aus den Zeitverhältnissen erklären. Kopenhagen mit seinen massiven Häusern, seinen Schlössern und Baulichkeiten, war im vorigen Jahrhundert gewiß eine schöne Stadt zu nennen, aber es ist eben nicht weiter fortgeschritten. Keine Museen, keine Kunsttempel, keine neuen Kirchen und Paläste sind entstanden, eben so wenig neue Stadttheile, und Alles, was die geschmackvolle Baukunst unserer Zeit erfunden hat in eleganten leichten Formen, die luxuriöse Ausstattung an zierlichen Treppen, Corridoren, Spiegelfenstern und Parquetten ist schon deshalb nicht hier eingedrungen. Dagegen sind die

alten Häuser fest und wohnlich, mit großen stattlichen Räumen versehen, bequem eingerichtet, und der Miethzins billig. Ein Museum hat man jetzt für Thorwaldsens erhabene Kunstwerke dicht beim Christianburger Schloß gebaut, aber in einer ganz unglücklichen Räumlichkeit, in einem Winkel am Kanal, wo es völlig erdrückt wird von dem nebenliegenden, mächtigen Gebäude. Das Museum, welches eben nur Thorwaldsens Arbeiten aufnehmen soll, die der berühmte Mann sammt dem Gelde zum Hause seinem Vaterlande hinterlassen hat, ist wie ein Grabgewölbe mit geböschten Mauern gebaut, und bildet ein geschlossenes Viereck. Im pompejanischen Geschmack ist es ocker-gelb angestrichen, mit breiten Leisten von anderer Farbe in Felder getheilt, und sein Eindruck ein keinesweges wohlthuender. Da ist kein Säulenbau, keine zierlichen Knaufe, Friesse und Karnisse, keine Linie, die man als kunstschön verfolgen möchte. Alles ist schwer, massiv, gedrückt und plump. Man hat der Mausoleenform, dem Gedanken, daß Thorwaldsens Grab im inneren Raume sich befindet, zu viel geopfert. Das Grab des Meisters liegt in der Mitte des Museums, blau und freundlich mit Palmenzweigen bemalt. Der schöne ruhende Löwe Thorwaldsens wird den Denkstein bilden, und in den offenen Gallerien, welche ringsumher laufen, sollen die großen Bildwerke

aufgestellt werden. Diese blauen Hallen sind recht gefällig, wenn auch ein wenig schmal, und wie es mir scheinen wollte, nicht hell genug. Das Licht fällt durch die Glaskuppel des Gebäudes. Eine Treppe führt in ein Obergeschloß voll bogengewölbter Kammern, wo die kleineren Sachen und die übrigen Bestandtheile der Sammlung Platz finden werden. Alles ist pompejanisch, alles unermesslich bunt, das ganze Haus kostet viel Farbe und sehr viel Arbeit; aber ich kann mir nicht erklären, weshalb man nicht eine edle Einfachheit vorzog, und in schönen heiteren Säulenhallen diese köstlichen Schätze verwahrt. Anderen mag dies Museum vielleicht besser zusagen, oder wenn es fertig ist, denn noch war es in voller Arbeit, mag der Eindruck des Ganzen günstiger wirken; ich muß bekennen, daß ich es wenig erbaut davon verlassen habe.

Jetzt stehen die meisten Arbeiten Thorwaldsens auf der Christiansburg, wie jedoch die Aufsicht darüber geführt und dem Fremden der Genuß des Anschauens gewährt wird, ist wahrhaft unverantwortlich. Von einer festbestimmten Stunde, wo die Räume den Besuchern geöffnet sind, ist gar nicht die Rede. Ein mit dem Titel Auditeur beglückter Mann hat aus Gefälligkeit das Directoramt übernommen, und theilt dies mit Thorwaldsens hinterlassenem Bedienten. Diese beiden Herren verwahren allein die Schlüssel; man

muß sich an sie wenden, aber es kann leicht dabei auch anderen Leuten so gehen, wie es mir ging, d. h. man kann Tage lang umherlaufen, ohne Eintritt zu erhalten. Nachdem ich vergebens zwei Vormittage mich in die Christiansburg bemüht, wo ich die Thüren verschlossen fand, suchte ich die Schlüsselbesitzer in ihren Wohnungen auf. Aber der Herr Auditeur war verreist, und der Herr Bediente befand sich eben auch nicht zu Haus; da sich nun dies gerade am Tage meiner Abreise zutrug, mußte ich nach stundenlangem Warten endlich eiligst an mein weiteres Fortkommen denken und Kopenhagen diesmal verlassen, ohne die einzigen großen Kunstwerke, die es besitzt, gesehen zu haben.

Anderer Museen, d. h. Kunsttempel, in denen die Sammlungen, welche dem Staat oder der Nation gehören, aufgestellt sind, hat Kopenhagen nicht. Das Christianburger Schloß und die Rosenburg beherbergen das Meiste, was man sonst besitzt; daß jedoch die dänischen Könige wenigstens Baulust genug besaßen, für sich selbst zu sorgen, beweisen die vielen Lustschlösser, die sich aufgerichtet haben. Es ist ein schweres Unglück für dies kleine Volk, daß es einmal größer und mächtiger war als jetzt und diese glorreiche Vergangenheit nicht vergessen kann. Dieser Anstrich geht durch Volk und Regierung, und ihm verdanken die Dänen

gewiß auch vornehmlich den Vorwurf der Eitelkeit und Anmaßung, der von so vielen Seiten ihnen gemacht wird. Sie waren die Beherrscher des Nordens, und sind es, nachdem ihre Siege und ihre Macht längst gebrochen wurden, wenigstens noch in ihren Empfindungen. Kopenhagen, der Centralpunkt, das Herz des kleinen Staates, ist eigentlich Dänemark selbst. Diese Hauptstadt, viel zu groß für den jetzigen Umfang des Ganzen, umschließt Alles, was an Bildung, Talent, Ehrgeiz und Befähigung sich zu entwickeln weiß. Hier sind alle Staatsinstitute der Gesamtbildung nach allen Richtungen der Lebensthätigkeit, hier die verwaltenden Behörden, hier Flotte und Heer, hier was an Fabriken zu finden ist, hier der hauptsächlichste Handel, die Gewerbe, die Künste, die Wissenschaften. Die Stadt ist die Festung des Reichs, der große Waffenplatz, der Kriegshafen, die Residenz; sie vereint Alles, was dies Volk besitzt, und Kopenhagen mit seinen 120,000 Einwohnern ist größer als sämtliche übrigen Städte des Landes, unter denen nur eine einzige, Helsingör, mehr als 6000 Einwohner hat. Von Kopenhagen geht daher auch Alles aus, was eine Bewegung hervorbringen kann. Von hier werden die Zeitfragen bearbeitet, hier ist der Sitz aller Bildung und aller Meinung; hier wird der Ton angegeben, hier ordnen sich die Parteien und ihre Führer,

hier wird die Opposition durch die Presse geleitet, und weil sich in diesem einen Orte Alles zusammen- drängt, alle Richtungen sich begegnen, und aller Kampf, sei es in Staat oder Wissenschaft, hier die Kämpfer findet, ist Kopenhagen ein interessanter Sammelplatz der dänischen Nationalität, wo man gern vergißt, daß die Stadt nicht so schön und neu und glänzend, wie andere Hauptstädte ist. Und Niemand darf und wird läugnen, wie viele liebenswürdige Seiten diese Nationalität hat. Höflich, freundlich und gefällig gegen den Fremden, hat der Kopenhagener das glatte weltmännische Wesen des Großstädtlers; aber der Kern dieses Volkes ist gewiß ein eben so tüchtiger und guter, wie er in Liebe zum Vaterlande, in Liebe sich in allem Wissen hervorzuthun, zu lernen und sich zu bilden, keinem nachsteht. — — — — —
 — — — — —